

„Es klingt im Sturm
ein altes Lied! —“

Aus der Jugendzeit der Sozialdemokratie

Erzählt von
Julius Bruhns

1 9 2 1

J. S. W. Dieh Nachf. G. m. b. H. / Buchhandlung Vorwärts G. m. b. H.
Stuttgart Berlin

A58090

Seinem ältesten Kampfgenossen

H e r m a n n M o l k e n b u h r

zum 70. Lebensjahre

in treuem Gedenken zugeeignet

vom Verfasser

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit wurde vor langer Zeit im Gefängnis geschrieben, wohin man damals gar zu gern sozialdemokratische „Heher“ schickte. Ohne besondere Absicht, nur einem inneren Drange folgend, reihte ich in der Kerker einsamkeit Bild an Bild, wie sie mir die Vergangenheit in Erinnerung brachte. Als ich nach mehrmonatiger „Sitzung“ zur Entlassung reif war, besuchte mich der Herr Direktor höchst selbst in meiner Zelle, bei welcher guten Gelegenheit sich folgende „Unterhaltung“ entwickelte:

Direktor (auf einen Haufen beschriebenen Papiers zeigend): „Was ist das?“ Ich (in vorgeschriebener Haltung): „Von mir niedergeschriebene Lebenserinnerungen.“ Direktor (mit drohender Stimme): „Daß mir aber nichts Staatsgefährliches drin steht!“ Ich (wie oben): „Herr Direktor, ich kann mir doch meine Lebenserinnerungen nicht nach Ihrem Geschmack einrichten!“ Direktor (wie oben): „Das ist mir gleich, ich lasse die Arbeit nicht heraus, wenn sie Staatsgefährliches oder gar Religionsfeindliches enthält.“ Das schien bedenklich zu werden. Der Herr Direktor, ein pensionierter Major, liebte Sozialdemokraten gegenüber ein summarisches Verfahren. So z. B. bei der Absendung von Briefen usw. durch „seine“ politischen Gefangenen, wie beim Empfang von solchen Briefen. Enthielten diese die Unrede „Genosse“, dann galten sie als sozialdemokratisch, also politisch, und wurden nicht abgeschickt oder ausgehändigt, mochte ihr Inhalt noch so harmlos unpolitisch sein. Wenn die Unrede jedoch „werter Herr“ oder „lieber Freund“ usw. lautete, dann konnte das Schriftstück ohne weiteres passieren, mochte der Inhalt von Politik strohen! —

Dieser hirnlose alte Gamaschenknopf spielte sich als Zensur meiner Arbeit auf! Nun, es blieb bei der guten Absicht, ich konnte dem sonst allmächtigen Herrn mit einiger Mühe begreiflich machen, daß er in diesem Falle „mir so seggen“ hätte, sinkemalen der allein zuständige Herr Regierungspräsident die Sache längst in meinem Sinne entschieden hatte.

So konnte ich denn seelenruhig mein Manuskript mit nach Hause nehmen, um es meiner Lebensgefährtin zu schenken. In einem Schreibfach führte es lange Zeit, fast vergessen, ein gar beschauliches Dasein.

Heute nun wollen wohlmeinende Freunde den Abdruck für nützlich, ja für notwendig halten. Warum? Einmal — so sagen sie — sei es

nützlich, wenn unsere jüngeren Genossen sich selbsterlebte Geschichten aus dem „Heldenzeitalter der Sozialdemokratie“ erzählen lassen, denn mit ihrer Kenntnis der Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung sehe es herzlich schlecht aus, so wichtig solche Kenntnis auch für die Zukunft noch sein möge. Diese Aufgabe erfülle dieses Buch um so sicherer, als es nicht trocken und nüchtern Geschichte dozieren, sondern in gefälliger Form Unterhaltung biete, auf dem Hintergrunde der noch jugendlichen Arbeiterbewegung den Aufstieg eines jungen Arbeiters schlicht und lebendig darstelle. Ganz besonders bemerkenswert in dieser Darstellung sei aber der enge Zusammenhang, das völlige Verwachsensein der Genossen jener ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit mit der damaligen jungen sozialistischen Bewegung. Diese bewundernswürdige Einheitlichkeit habe die deutsche Sozialdemokratie stark werden lassen, so stark, daß niemand ihr etwas antun konnte, daß auch Gewalthaber wie Bismarck, dem eine Welt zu Füßen lag, sich besiegt ihr unterwerfen mußten. Heute sei das, besonders seit dem fluchwürdigen Weltkrieg, längst vorbei. Nur äußerliche Bande, leicht geknüpft und ebenso leicht gelöst, verbinden hunderttausende Proletarier heute mit dieser, morgen mit jener sozialistischen Partei. Das schwäche die Kampfkraft, lockere die Disziplin und bringe eine gefährliche taktische Unsicherheit in die politischen Tageskämpfe auch der einst so unerschütterlichen alten Sozialdemokratischen Partei.

So argumentieren die Freunde, und deshalb mag denn in der Tat dieses Buch hinausgehen und den jüngeren und jüngsten Genossen in wechselnden bunten wie schwarzen Bildern zeigen, wie es einst gewesen ist, einst, in der fast vergessenen Jugendzeit der deutschen Sozialdemokratie.

Im Rosenmond 1921.

Julius Bruhn.

Erstes Kapitel.

Was ein Häfchen werden will! Mein Jugendland. Ein Absteher in den schleswig-holsteinischen „Befreiungskrieg“. Die Freuden der Heimarbeit. Ein kleiner Stoiker. Im Reiche der Phantasie. Die Pioniere der Arbeiterbewegung.

 Daß ich vor mehr als einem halben Jahrhundert schon, ein zehnjähriger Knabe, begeisterter Sozialdemokrat wurde, wird manchem ein Lächeln entlocken über das sozialdemokratische „Wunderkind“. Und doch war gar kein Wunder dabei, es erklärte sich einfach aus den Lebensverhältnissen, unter denen ich aufwuchs und von welchen ich hier erzählen will.

Meine Heimat ist daselbe Land, das der Dichter Otto Ernst im „Roman einer Kindheit“ so ergreifend schildert. „Almus Sempers Jugendland“ ist Hamburg-Altona-Offensen mit seiner Zigarrenheimindustrie. Wenn aber Otto Ernst dieses sein Jugendland poetisch vergoldet und verklärt, so kann ich von eben diesem meinem Jugendland nur schlicht erzählen, wie ich als Kind schon Sozialdemokrat wurde und wie ich es blieb!

Mein Vater war Zigarrenmacher in Altona. Leider war er in seinem Gewerbe nicht tüchtig, aber auch nicht imstande, ein anderes zu ergreifen. Daran hinderte ihn sein schweres körperliches Leiden. Den schleswig-holsteinischen Befreiungskrieg 1848—49 hatte auch mein Vater als junger Mann von 25 Jahren mitgemacht. Die Kriegsstrapazen, besonders das Lagern auf nassem, kaltem Boden, hatten ihm eine schwere Krankheit und als Nachwirkung eine dauernde Lähmung der linken Körperseite gebracht. Da das Ziel des Krieges — es war ja im besten Sinne ein Aufstand der dänischen Provinzen Schleswig und Holstein gegen ihren „König von Gottes Gnaden“, dem Beherrscher Dänemarks —, die Losreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark, nicht erreicht wurde, hatten die in diesem Kriege invalide gewordenen Kämpfer natürlich auch keinen Anspruch auf Pension oder Unterstützung, mußten vielmehr froh sein, daß sie nach Beendigung des Kampfes nicht noch als Empörer zur Rechenschaft gezogen wurden, wovon sie wohl

der Einfluß ihres preußischen Bundesgenossen schützte, dem es trotz der gebotenen Waffenhilfe nicht gelungen war, die „Befreiung“ der Herzogtümer zu erlangen.

Erst nachdem im Jahre 1864 die verbündeten Preußen und Oesterreicher den Dänen die „Herzogtümer“ abgenommen hatten — nicht um sie, wie die Holsteiner gehofft hatten, zu einem selbständigen Staat unter ihrem „angestammten“ Herzog (dem „Augustenburger“) zu machen, sondern um sie zum Aergern der Holsteiner wie der um ihre Beute geprellten Oesterreicher in den ländergierigen preußischen Magen verschwinden zu lassen — gab es für die Invaliden des 48er Befreiungskrieges Entschädigungen. Sie waren allerdings mit echt preußischer Schägigkeit auf das allergeringste Maß zugeschnitten. Mein Vater hatte sogar noch mehrere Jahre petitionieren müssen, ehe er, der keine im Kriege erlittenen Verwundungen und dadurch verursachte Invalidität nachweisen konnte, eine Pension erlangte, die dann die erstaunliche Höhe von zwei und einem halben preußischen Taler pro Monat erreichte. Immerhin bekam er diese Pension nun für fünf Jahre (statt für 20 Jahre!) nachbezahlt, hundertundfünfzig bare blanke Taler, ein Ereignis, das in unserm Hause große Freude hervorrief und mir heute noch — ich war damals neun Jahre alt — lebhaft in der Erinnerung ist.

War doch Schmalhans immer Küchenmeister in unserer ärmlichen Behausung, Vater und Mutter, die beide erst in reiferen Jahren in den Ehestand getreten waren, hatten schwer zu kämpfen, um sich und ihre drei Kleinen durchzubringen, von welchen ich, der Älteste, am 15. August 1860, zwei Schwestern 1862 und 1865 geboren waren. Mein Vater war „Hausarbeiter“, d. h. er holte sich von einem Fabrikanten den Rohtabak und machte daraus zu Hause Zigarren. Da er selbst infolge seiner Lähmung sehr langsam war, brachte er täglich nur wenig Zigarren fertig. Er nahm daher mehrere Gehilfen an, die ihm die Zigarren machten, während er sich darauf beschränkte, das Rohmaterial zuzurichten. Das brachte allerdings etwas mehr, aber immer noch so wenig, daß meine Mutter gezwungen war, ebenfalls auf Erwerb auszugehen. Sie wusch und plättete für die Bekannten und Kollegen meines Vaters und stand, wenn ihre Arbeitskraft nicht vom Hausstand und der Pflege ihrer drei Kinder in Anspruch genommen war, vom ersten bis zum letzten Tag der Woche, von früh bis spät am Waschfaß oder am Bügelbrett. Trotzdem gelang es nur schwer, das zum Leben Notwendigste zu erringen, und oft mußten wir Kinder trockenes Brot essen, wenn es nicht möglich geworden war, noch ein paar Pfennige für Schweineschmalz oder Syrup aufzuwenden.

Solche Entbehrungen trägt ein harmlos fröhliches Kindergemüt gar leicht. Viel schlimmer war es, daß ich gar bald all die bitteren Leiden kennenlernen mußte, die die fluchwürdige „Heimarbeit“ den davon betroffenen Proletarietkindern zu beschern pflegt. Wohl gibt es auch heute noch Leute genug, die aus „sittlichen und pädagogischen Gründen“ eine möglichst frühzeitige gewerbliche Beschäftigung der Kinder — natürlich nur der Arbeiterkinder! — wünschen. Manche Leute schwärmen gar beim Anblick einer Familie, die, alt und jung in einem engen Stübchen „fräulich“ vereint, fleißig bei der Arbeit ist und die Früchte vereinter Anstrengung in Gestalt hübscher Waren werden und wachsen sieht. Es sieht freilich anders aus, wenn man in diesem reizenden Familienbilde selbst eine Rolle mitspielt. Das habe ich gar bitter erfahren. Ich war noch nicht fünf Jahre alt, da mußte ich schon in der Arbeitsstube meines Vaters fleißig mit zugreifen. Tag für Tag mußte ich Tabak zurichten, d. h. mit den kleinen Fingern die feuchten zusammengefalteten Tabakblätter auseinanderbreiten, die dickeren Stengel entfernen und Blatt auf Blatt legen. Und das mußte bald rasch gehen, denn die Zigarrenmacher warteten auf den so hergerichteten Tabak und sporneten mich durch Zurufe, oft auch durch Scheltworte zu größerer Eile an. Der Mutter blutete wohl das Herz, wenn sie ihren Liebling so gequält sah, aber was wollte sie tun? So habe ich den größten Teil der „goldenen Jugendzeit“ in den staubigen, dunstigen Räumen der Zigarrenfabrik verbringen müssen, immer zwischen Erwachsenen lebend und schaffend, während meine glücklicheren Jugendgenossen sich draußen im hellen Sonnenschein auf Straßen und Plätzen tummelten.

Als ich zur Schule kam — ich war schon sieben Jahre alt —, wurden die wenigen freien Stunden, an welchen ich Kind sein, spielen durfte, noch knapper bemessen, denn nun nahm ja die Schule schon einen ganzen Teil meiner Arbeitszeit weg. Aber noch ein anderer Gegner meiner Tätigkeit in der Zigarrenmacherstube hatte sich, schon lange bevor ich Abc-Schütze wurde, eingestellt und nahm mich oft und immer öfter, sowohl vom Tabakfaß wie dann auch von der Schulbank, fort: Krankheit! Ungenügende Nahrung, feuchte, ungesunde Wohnung und mangelnde Bewegung in frischer Luft hatten mich skrofulös gemacht. Eine — nicht die einzige, aber doch die häßlichste — Wirkung dieser jammervollen Proletarietkrankheit war eine immer wiederkehrende heftige Augenentzündung. Wenn die Krankheit mich befiel, saß ich tage-, selbst wochenlang in den dunklen Ecken oder unter dem Tisch im ärmlichen Stübchen unserer Wohnung ruhig und geduldig mit verbundenen Augen und wartete auf den Augenblick, wo die zurückgehende Entzündung mir

erlaubte, wieder einmal umherzublinzeln, ängstlich jeden Lichtstrahl meidend. War die Entzündung überwunden, dann ging es wieder an die Arbeit, in die heiße, mit heißem Tabakrauch und Tabakstaub erfüllte Zigarrenmacherbude, bis eine neue Augenerkrankung mir wieder „Ferien“ verschaffte.

Die Krankheit machte aus mir einen kleinen Stoiker. Wenn die heftigen Schmerzen oder die Ungeduld, immer und immer wieder unendlich lange Tage und Wochen in dunklen Winkeln kauern zu müssen, mir Tränen entlocken wollten, so bot ich meine ganze Willenskraft auf, diese Tränen zu unterdrücken, denn Tränen brannten in den entzündeten Augen wie glühendes Eisen. Wenn einmal ein mitleidiger Gehilfe meines Vaters oder eine Nachbarin den armen leidenden Jungen bedauerten, dann traten mir trotz allen Widerstandes die heißen Tränen in die kranken Augen. Mein Mütterlein, das mich immer verstand und mich pflegte, so gut es unsere ärmlichen Verhältnisse nur erlaubten, sorgte deshalb auch nach Kräften dafür, daß nicht ein Wort mitleidiger Teilnahme an mein Ohr drang. Sie selbst enthielt sich dann jeder bedauernden Aeußerung, ja, jeder liebkosenden Handlung, um ihren gar weichen Jungen nicht schwach zu machen. Das ist ihr gewiß oft schwer genug gefallen, denn sie hatte ein Herz voll reicher Liebe und war ihrem Jungen ganz besonders zugefan.

Die Heimarbeit wie die häufige Augenkrankheit hielten mich von dem Verkehr mit Altersgenossen ganz fern. Ich kam nur selten zum Spielen mit anderen Kindern, und wenn es geschah, dann war ich ihnen kein recht brauchbarer Genosse. Ich war schüchtern, fast scheu im Verkehr mit anderen Kindern. Ich lebte für mich, hatte mir in der Arbeitsstube, wo ich immer zwischen Erwachsenen saß, die sich mit mir nicht abgaben und meist Dinge redeten, deren Verständnis mir kleinem Knirps noch nicht voll aufging, und in meiner Krankheit eine eigene Welt geschaffen. Ja, eine ganze Welt für mich, zu der ich niemandem, auch der geliebten Mutter nicht, den Einlaß gestattete; eine Welt, die ich mit tausend phantastischen Gestalten bevölkerte, in der ich die wunderbarsten Dinge erlebte.

Meine starke Phantasie fand zunächst wohl, wenn auch dürftige, Nahrung in den mancherlei Erzählungen, die ich von den bei meinem Vater beschäftigten Leuten hörte. Es waren Geschichten von der Landstraße, aus den Kneipen und Arbeitsstuben, Geschichten aus dem Leben armer, ungebildeter Leute; gewiß nicht immer saubere, schöne Geschichten, und oft geeignet, die Phantasie eines begabten, stark empfindenden Knaben mit häßlichen, unreinen Bildern zu erfüllen. Mit dieser schlimmen Wirkung der „trau-

lichen Heimarbeit“ habe ich noch lange zu kämpfen gehabt, bis über die Jahre des Jünglingsalters hinaus.

In der Schule lernte ich bald lesen — ich hatte mit Hilfe meiner Mutter schon vorher aus Zeitungen die Buchstaben kennengelernt — und nun ging mir eine neue Welt auf. Was ich erwischen konnte, das las ich, jeden Papierschnitzel, den ich auf der Straße fand, jede alte Zeitung und was ich an Büchern erlangen konnte. Da gab es die schönsten Romane, Ritter- und Räubergeschichten (August Leibrock war besonders beliebt), und bald bevölkerte meine Phantasie meine kleine Welt mit den wunderbarsten und abenteuerlichsten Gestalten. Wenn ich beim Tabakzurichten oder mit entzündeten Augen in einem Winkel saß, dann verarbeiteten Kopf und Herz die bunten, verworrenen Eindrücke, die ich vom Lesen empfangen hatte, zu den schönsten und den grauigsten Bildern. Mit anderen Kindern spielte ich in den wenigen Freistunden, die ich hatte, nun überhaupt nicht mehr. Wenn ich nicht las — das verbot mir oft mein Vater, der mein träumerisches Wesen für „Dösigkeit“ hielt und glaubte, vom vielen Lesen müßte ich immer noch „dösig“ werden —, dann setzte ich die Bilder meiner Phantasie im Spiel in vermeintliche Wirklichkeit um.

Wir wohnten bis zu meinem zwölften Lebensjahre in einem „Gang“ in der Königstraße in Altona, „Harrys Hof“ genannt. Ein schmaler, schmutziger, überdeckter Gang zwischen zwei an der Straße stehenden Häusern führte zu einer Reihe kleiner einstöckiger Häuschen, „Buden“ genannt, deren wir eine zur Wohnung hatten. Die Buden — sie sind jetzt längst vom Erdboden verschwunden — standen noch aus älterer Zeit, sie waren wenigstens 100 Jahre alt und von äußerster Einfachheit. Ueber eine zwei Fuß hohe Schwelle — die Haustür war, wie in vielen Bauernhäusern, in zwei Hälften, eine obere und eine untere, gefeilt — kam man auf einen schmalen, ziegelsteingepflasterten Flur, von welchem links eine fast dunkle, ebenfalls ziegelgeplasterte Kammer, rechts eine gedielte zweifenstrige Stube abging, die zur Zigarrenmacherei verwendet wurde. Hinter dieser Stube war eine Abzweigung des Flurs mit einem Ziegelsteinherd versehen, die wir als „Küche“ ansprachen, während links eine leiterähnliche, steil gelegene Bodentreppe zu einem kleinen einfenstrigen Dachstübchen und dem dazugehörigen Bodenraum führte. Hinter dem Häuschen lag in der Länge desselben ein etwa 6 Meter breiter Hofplatz, den an den Schmalseiten ein Bretterzaun von den Hofplätzen der beiden benachbarten Häuschen, an der Längsseite ein höherer Bretterzaun von einem dahinterliegenden größeren Garten trennte. Nur eine hochgewachsene Akazie streckte einige blätterreiche Zweige schattenspendend über

unfern „Garten“ aus, dessen einzige Zier einige an der Planke sich emporringelnde Bohnenranken und hohe Winden waren.

Auf diesem Fleckchen Erde baute ich mir meine Traumwelt, hier spielte ich Ritter, Räuber, Soldat und was sonst noch in meinem Kopf spukte, focht mit selbstverfertigten Schwertern und Gewehren, raste, auf eingebilbetem Pferde sitzend, wie ein Wahnsinniger in dem engen Hof umher und vergaß im Erleben all dessen, was ich aus Büchern geschöpft, alles um mich her. Meine kleinen Schwestern genierten mich in diesem Treiben nicht, wenn aber Erwachsene oder fremde Kinder naheten, dann hielt ich verlegen inne im schönen Spiel der Phantasie. Ich fürchtete den Spott der andern, der nüchternen Menschen, die gar nicht begreifen konnten, daß einen gesunden Jungen die Scheu von seinen Altersgenossen zurückhielt und der seine Freude darin fand, ganz für sich, laut sprechend und lebhaft gestikulierend, herumzurennen. Nur mein Mütterlein scheute ich nicht. Wie oft hat sie, am Waschfaß hantierend, durch die grünlichen, halb blinden Scheiben des kleinen Küchenfensters ihren mit eingebilbeten wilden Feinden oder greulichen Ungeheuern kämpfenden Jungen liebevoll, wenn auch kopfschüttelnd betrachtet.

*

Meine Gewandtheit im Lesen verschaffte mir aber bald eine andere, für meine frühzeitige Entwicklung bedeutsame Arbeit: ich mußte in der Arbeitsstube den Zigarrenmachern vorlesen. Und was? Sozialistische Schriften und Zeitungen! Damals, es war im Jahre 1868, war die sozialistische Bewegung noch in ihren Anfängen. In Hamburg-Altona allerdings hatte sie unter den Arbeitern schon viele Anhänger. Am stärksten verbreitet aber war die Bewegung unter den Zigarrenmachern, die lange Jahre hindurch in meiner Heimat die treibende Kraft und die Leitung der sozialdemokratischen Partei bildeten. Das hatte seine Ursache in den besonderen Arbeits- und Lebensverhältnissen der Zigarrenmacher.

In der Zigarrenindustrie blühte die Heimarbeit. Die Fabrikanten gaben das Rohmaterial den einzelnen Zigarrenmachern, Hausarbeiter genannt, mit nach Hause, sparten so eigene Arbeitsräume und deren Beleuchtung und Heizung, auch die Werkmeister usw., und konnten auch auf die Löhne viel besser drücken, als wenn sie selbst in großen Fabrikräumen hätten arbeiten lassen. Die „Hausarbeiter“ suchten sich selbst wieder Gehilfen, deren Zahl abhing von der Masse des Rohmaterials, das der Fabrikant hergegeben hatte, auch von der Größe der zur Verfügung stehenden Arbeitsräume usw. Im größeren Stil betrieben die Hausarbeit

naturgemäß nur wenige; die meisten hausten mit einem, höchstens zwei oder drei Gehilfen in den elendesten Löchern, in Dachstuben, auf Böden, in Kellerräumen oder, wie mein Vater, in alten, verfallenen, feuchten Buden. Wöchentlich einmal wurde gewöhnlich abgeliefert, auf einer zweirädrigen, schottischen Karre die fertige Ware zum Fabrikanten gefahren und neues Rohmaterial zurückgebracht. Der Fabrikant, der es nicht mit einer größeren Zahl bei ihm selbst beschäftigter Arbeiter zu tun hatte, die infolge des Zusammenarbeitens in enger Verbindung miteinander standen und geschlossen jeder Lohnkürzung oder Drangalierung Widerstand leisten konnten, sondern mit lauter kleinen, voneinander abgeforderten, oft einander nicht einmal bekannten Hausgewerbetreibenden, spielte geschickt immer einen gegen den andern aus und verstand so, von jedem möglichst gute Ware für möglichst schlechten Lohn und aus möglichst schlecht zu verarbeitendem Rohmaterial zu erlangen.

Diese Zustände in der Zigarrenindustrie brachten für die Angehörigen derselben natürlich die denkbar schlechtesten Arbeitsverhältnisse, völlig unsichere, unkontrollierbare, immer mehr weichende Lohnsätze bei ganz unregelter Arbeitszeit in denkbar schlechtesten und ungesundesten Arbeitsräumen. Von irgendeinem gesetzlichen Arbeiterschutz, wenn auch nur für Frauen und Kinder, war damals gar nicht die Rede. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiteten in den mit Staub und Rauch und Dunst erfüllten Räumen, die meist nicht nur zum Arbeiten, sondern auch zum Wohnen, Schlafen, Kochen usw. benutzt wurden, im bunten Durcheinander jung und alt, Männer, Frauen und Kinder. Daß sich gegen solche entwürdigenden Zustände besonders die besseren, die denkenden Elemente zu wehren suchten, ist selbstverständlich. Und so fielen denn Lassalles Lehren, niedergelegt in seinen herrlichen Agitationschriften „Offenes Antwortschreiben“, „Arbeiterprogramm“, „Arbeiterlesebuch“ usw., bei vielen Hamburg-Altonaer Zigarrenmachern auf denkbar fruchtbarsten Boden. Von Mitte der sechziger Jahre ab wurden viele hunderte Zigarrenmacher Lassalleaner, sie wurden die Kerntruppe der später so starken und stolzen sozialdemokratischen Partei in Hamburg-Altona.

Die eigenartigen Arbeitsverhältnisse der Zigarrenmacher boten noch nach einer anderen Richtung hin besondere Gelegenheit zur Ausbreitung und Festigung der sozialdemokratischen Anschauungen. Hier zeigte sich gewissermaßen eine gute Seite jener sonst so bedauernswerten Verhältnisse. Hatten nämlich die Zigarrenmacher keine großen Fabriken mit hellen, gesunden Arbeitsräumen, geregelter Arbeitszeit und sicheren Löhnen, so hatten sie aber auch keine strengen Arbeitsordnungen, keine Aufpasser. Sie waren in

gewissem Sinne frei, konnten in ihren Arbeitsstuben tun und reden, was sie wollten. Und von dieser Freiheit machten damals die Zigarrenmacher in meiner Heimatstadt ausgiebigen Gebrauch, begünstigt noch durch den Umstand, daß das Mechanische ihrer Handtierung ihrem Geist gewisse Bewegungsmöglichkeiten gab, die manch anderer Beruf seinen Angehörigen nicht bietet. Da wurde den ganzen Tag über debattiert und politisiert, gewiß viel Unsinn geredet, aber auch manch guter, gesunder Gedanke ausgesprochen. Und mancher tüchtige Führer der Sozialdemokratie hat den Grund zu seinem späteren Können gelegt in diesem eifrigen Disputieren über sozialistische Bestrebungen und Theorien mit seinen Kollegen in den Zigarrenmacherstuben.

Vor diesem Auditorium nun hatte ich vorzulesen: Lassallesche Schriften, den „Volksstaat“, den „Sozialdemokrat“, die Hasenclever'schen „Sozialpolitischen Blätter“, die Reden der wenigen, noch dazu in zwei Fraktionchen gespaltene sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten u. a. m. Und nachher, wenn ich wieder beim Tabakzurichten saß, hörte ich den Debatten zu, die sich an das Vorgelesene knüpften und oft sehr heftig waren. Die Sozialdemokratie trug damals noch den Charakter der Sekte, mit deren Vorzügen wie Nachteilen. Unsere Gegner, die an der Sozialdemokratie heute noch das lediglich „Regierende“ tadeln, hätten nur die sozialdemokratischen Zigarrenmacher Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre hören sollen. An allen Uebeln der Welt war nur der Kapitalismus und sein verruchter Träger, die verrottete Bourgeoisie, schuld, mochte es sein, was es wollte, Arbeiterelend, Ueberschwemmung, Krieg, Seuchen, Unwetter oder irgendeine andere Kalamität, die irgendwo auf dem Erdenrund entstanden war. Die furchtbaren Zustände, die wirklich dem Kapitalismus auf das Schuldkonto zu schreiben waren, und der Eifer, diese schwere Schuld nachzuweisen, sie denjenigen sowohl, die Teil hatten an der Schuld, wie jenen, die unter dieser Schuld zu leiden hatten, überhaupt erst zum Bewußtsein zu bringen, mögen die Uebertreibung und starre Einseitigkeit, mit der damals die Sozialdemokratie ihre rücksichtslose Kritik an den herrschenden Zuständen übte, wohl erklärlich, ja notwendig erscheinen lassen. Und der Hohn und Spott der Gegner, besonders der in den Städten dominierenden Liberalen, die zunächst gar nicht daran dachten, uns ernst zu nehmen, goß Del ins Feuer, ließ die sozialdemokratische Kritik werden, wie sie war.

Oft spielten in den Debatten der Zigarrenmacher auch die häßlichen, tiefgehenden Feindseligkeiten zwischen den beiden sozialdemokratischen Gruppen, den Mitgliedern des Allgemeinen deut-

schen Arbeitervereins oder Lassalleanern und den Eisenachern oder „Ehrlichen“, wie sie spottweise von den feindlichen Brüdern genannt wurden, eine erhebliche Rolle. In Hamburg-Altona waren die Lassalleaner überwiegend, und ein auftauchender „Ehrlicher“ hatte es gerade nicht leicht unter seinen Gesinnungsgenossen von der anderen Fraktion. Mich berührten diese Streitigkeiten gar nicht, die Lektüre der sozialdemokratischen Schriften und Zeitungen aber hatte mich bald zu einem begeisterten Anhänger der sozialdemokratischen Ideen gemacht. Mit dem ganzen Ueberschwang des phantasiervollen schwärmerischen Knaben faßte ich die herrlichen Gedanken von Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit auf, ergriff mich die Lust am großen heiligen Kampf gegen Unterdrückung, Ausbeutung, Lüge und Heuchelei. Bald warf ich die Ungeheuer und Riesen, die Indianer und anderen Feinde über Bord und die Ritter und Helden der Faust ihnen nach und träumte nur noch davon, ein Führer des Volkes zu werden, in packenden Artikeln und flammenden Reden für die Sache des Volkes gegen seine Feinde zu kämpfen. Sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und nach einer siegreichen Revolution Leiter, Minister, ja Präsident einer sozialdemokratischen Republik zu werden, das schien mir der Inbegriff alles Großen, das einzig würdige Ziel meines Strebens zu sein. Otto Walsters Roman „Am Webstuhl der Zeit“ war damals „Zucker für meinen Affen“, wie es im Sprichwort heißt.



Zweites Kapitel.

In der Halbtagschule. Ein echter Volkserzieher. Berufswahl des Proletarierjungen. „Mitarbeiter“ am Parteiblatt in der Rätselecke. Standartenträger im Wahlkampf.

In der Schule machte ich bald die ersten agitatorischen Versuche an meinen Mitschülern. Mit dem zwölften Jahr war ich in die sogenannte „Halbtagschule“ gekommen. Das war eine besondere Prämie der Volksschule auf die Ausbeutung der Kinderarbeit. Diejenigen Knaben, die gewerblich tätig sein mußten, konnten nach Erreichung des 12. Lebensjahres auf Antrag der Eltern in eine außerhalb des Rahmens der eigentlichen Volksschule befindliche Schulklasse aufgenommen werden, die den „Vorzug“ hatte, ihre Schüler täglich nur drei Stunden festzuhalten. War schon die Volksschule mit voller Unterrichtszeit damals von recht zweifelhaftem Wert, so konnte natürlich bei dem täglich dreistündigen Unterricht nicht mehr herauspringen, als etwas Lesen, Schreiben, Rechnen und sehr wenig Geschichte und Geographie, um so weniger, als noch ein sehr erheblicher Teil der geringen Zeit für Religionsunterricht und biblische Geschichte aufgewendet werden mußte. Dafür war aber der glückliche Angehörige dieser Halbtagsklasse schon früh 10 Uhr mit der Schule fertig und konnte nun den ganzen Tag nach Herzenslust in der Fabrik oder bei der Heimarbeit ausgebeutet werden. Meine Eltern empfanden die Notwendigkeit, in dieser Weise meine Arbeitskraft gebrauchen zu müssen, bitter genug, aber es mußte sein, denn die Arbeitsfähigkeit meines dem fünfzigsten Lebensjahre nahelkommenden Vaters verringerte sich immer mehr.

*

Ich hatte Glück im Unglück, denn ich fand in dem Lehrer der Halbtagsklasse einen gar vortrefflichen Mann. Wie es sein Name Reimer Thede schon verbließ, ein Ditmarsier, und zwar einer von echtem Schrot und Korn. Groß und breitschulterig, scheinbar ungelentk, zeigte er in seiner Gestalt wie in dem bartlosen Gesicht mit den berbmarkierten Zügen, dem hellblonden Haar, stahlblauen

Augen gar deutlich den Abkömmling jener „Ditmarsischen Eichen“, jener knorrigen, freiheitsstolzen holsteinischen Bauern, die in früheren Jahrhunderten ihren dänischen Unterdrückern so viel zu schaffen machten und von denen uns Detsch von Liliencron in seinem „Pieter Lüng“, „Lever doot üs Sklav“ einen klassischen Typus gegeben hat. Und diese Abstammung verleugnete er auch nicht in seinen Charaktereigenschaften. Ein ehrlicher, aufrechter Mann mit strengem Gerechtigkeitsgefühl, liebte er die Proletarierkinder, die er zu unterrichten hatte, trotz einer aus seinem Wesen entspringenden nur scheinbaren Härte in Wahrheit mit der kräftigen Liebe des ganz in seinem edlen Berufe aufgehenden Lehrers. Er war Junggeselle, in reiferen Jahren, und hatte als Leiter der beiden Halbtagsklassen — morgens und nachmittags — täglich zweimal je etwa hundert Jungen zu unterrichten, eine unmenschliche Leistung, wenn man bedenkt, daß es sich dabei um Bengels von 12 bis 15 Jahren handelte, die durch ihre außer der Schulzeit gelübte Erwerbstätigkeit, im steten Verkehr mit erwachsenen Arbeitern, Anschauungen und Manieren erworben hatten, die sie zu sehr hartem Material für pädagogische Arbeit machten.

Aber Thede wurde dieser Aufgabe mit echt ditmarsischer Kraft gerecht. Was in diesen drei Stunden täglich zu lernen war, das lernten seine Jungen, und dabei war Thede durchaus nicht darauf erpicht, die Jungen mit Religionsunterricht vollzustücken, sondern legte besonderen Wert darauf, sie in den Elementarfächern gründlich zu unterrichten. Das wird ihm mancher im bitteren Kampf um das Leben später gewiß herzlich Dank gewußt haben.

Und dabei bestand seine Erziehungskunst keineswegs in der möglichst häufigen Anwendung des Stockes. Gewiß gab es auch einmal Prügel — es war wohl nicht möglich, bei den so verschiedenartigen, zum Teil arg verwilderten, durch schlechte Beispiele der Erwachsenen verdorbenen Elementen ganz ohne körperliche Züchtigungen auszukommen —, aber sie waren doch nur selten. Unser Lehrer wandte sich in solchem Fall an uns, stellte den Fall dar und ließ uns selbst entscheiden, ob und wieviel Hiebe für das Vergehen gegeben werden sollten. Thede verstand meisterhaft, unser Ehrgefühl zu entwickeln und zu stärken, dergestalt, daß eine große Zahl seiner Schüler es für die größte Schmach angesehen hätte, vom Lehrer einmal körperlich gezüchtigt worden zu sein. Gelegentlich wurden alle diejenigen, die niemals Prügel von ihm erhalten hatten, den andern zur Lehr- und Nachahmung vorgeführt, und mit Stolz durfte ich mich während der ganzen drei Jahre, welche ich in Thedes Halbtagsklasse zubrachte, zu dieser erlesenen Schar zählen.

Bei den etwa zweihundert Jungen wußte Thede trefflich die Individualitäten zu erfassen. Zu den Lieblingen des braven, mir unvergeßlichen Mannes habe auch ich mich zählen dürfen. Gleich am ersten Tage fand ich seine Aufmerksamkeit. Ich saß als Neuangekommener natürlich zunächst ganz unten. Thede benutzte die letzte halbe Stunde des Unterrichts dazu, uns Rätselnüsse zum Knacken zu geben. Er hielt sich nicht sehr streng an den ihm vorgeschriebenen Stundenplan, und seine Schüler haben nie Veranlassung gehabt, das zu bedauern. Auf einem Schultische, mitten unter uns sitzend, gab er uns also Rätsel auf. Das war aber etwas für mich, denn Rätsellösen war mir schon damals wie bis heute eine rechte Liebhaberei geblieben, und ich bilde mir ein, darin nicht Geringes leisten zu können. Ich war also der erste, der die Aufschnacke, und nicht einmal, sondern mehrere Male hintereinander. Da schaute sich der Lehrer den kleinen, blassen, rotäugigen Bengel, der immer als erster die Hand hob und eifrig, ohne Scheu, die Lösung sagte, gar eigen an, streichelte ihm den Kopf und sagte: „Und morgen setzt du dich mal hierher.“ Und damit zeigte er auf eine Bank dicht vor seinem Katheder, die letzte in der ersten Abteilung. Stolz und froh ging ich nach Hause, war ich doch schon am ersten Tage wohl um zwanzig Bänke „höher“ gekommen.

Es dauerte gar nicht lange, da wußte mein Lehrer auch von meiner Begeisterung für die sozialdemokratischen Ideen. Mit großem Interesse ließ er sich von mir darüber erzählen, ohne jemals den Versuch zu machen, mich zu anderen Anschauungen zu bekehren. Er muß denn auch wohl anderen Lehrern von dem eifrigen kleinen Cassalleaner in seiner Klasse erzählt haben, denn oft kam dieser und jener zu uns und ließ sich von mir in der mir eigenen, wohl recht kindlichen Art sozialdemokratische Anschauungen entwickeln, auch erzählen von den schweren Strafen, die diesen oder jenen sozialdemokratischen Agitator oder Redakteur betroffen — der Staatsanwalt wußte ja auch schon damals unsere Leute gar fest zu fassen —, von Agitationstouren und anderen Internas der Partei, über die ich ja infolge meiner eifrigen Lektüre sozialdemokratischer Blätter ganz zuverlässig unterrichtet war. Mein Lehrer freute sich gewiß über seinen kleinen Sozialdemokraten, obwohl er selbst, wie ich glaube, nicht den sozialistischen Lehren anhing. Er hat seinen Liebling oft zu sich aufs Katheder gerufen, mit ihm geplaudert und liebkosend dessen Kopf an sein Gesicht gedrückt, bei welcher Gelegenheit übrigens seine scharfen Bartstopfen mir arg die Haut kratzten. Und freundlich ernst sagte er mir eines Tages, als ich ihm mit einem gewissen Stolz erklärte, ich

wolle auch einmal sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter werden: „Du wirst gewiß einmal deiner Partei Ehre machen.“ Das Wort ist mir lebendig geblieben im Herzen, und redlich habe ich mich während meines ferneren Lebens bemüht, dem darin liegenden Vertrauen meines alten Lehrers gerecht zu werden.

Mit welcher Liebe die Proletariatkinder ihrem Thede anhängen, kann ich gar nicht sagen. Verstand er es doch, sich ganz in die Seelen dieser Armen, denen die jämmerlichen sozialen Verhältnisse den besten Teil des Lebens, die freie, goldene Jugendzeit, geraubt hatten, zu versenken, sich mit ihnen zu freuen und mit ihnen zu leiden. Er erzog und bildete sie zu wackeren Menschen, er war streng, unerbittlich, wenn es galt, Pflichten zu erfüllen, und spielte mit seinen Jungen, raufte mit ihnen wie sie mit ihresgleichen, wenn sie die Freistunde draußen auf dem Schulhof kummeln ließ. Wenn sein Geburtstag kam, dann suchten wir kleinen Kerle unserem geliebten Lehrer die herzlichste Zuneigung zu zeigen, die wir für ihn hegten. Eine Stunde schon vor Beginn des Unterrichts waren wir beschäftigt, Katheder und Stuhl mit Laubzeug und Blumen zu schmücken. Und die, denen es die ärmlichen Lebensumstände gestatteten, suchten durch irgendein kleines Geschenk ihrem lieben Lehrer eine Geburtstagsfreude zu machen. Ich erinnere mich heute noch lebhaft, mit welcher stolzen Freude ich an diesem Ehrentag meines Lehrers mit einem billigen Trinkglas, in das ich die Initialen „R. L.“ hatte einäßen lassen, zur Schule kam. Für das stolze Geschenk hatten die Sparspennige, die ich gelegentlich einmal von Verwandten bekommen hatte, nicht ganz ausgereicht, meine Mutter, die in der Verehrung meines Lehrers ganz mit mir einig war, hatte das fehlende dazugelegt.

Bei meinen Mitschülern fand meine sozialdemokratische Gesinnung nur zum Teil günstige Aufnahme. Manche von den armen Proletensproßlingen wollten von dem vaterlandsfeindlichen Sozialdemokraten nichts wissen, sie schwärmten gleich den Alten für das neugegründete deutsche Kaiserreich, was ja angesichts des kurz vorher beendeten Krieges gegen Frankreich und des dabei von jung und alt besonders stark entwickelten patriotischen Gefühls nicht eben verwunderlich war. So gab es denn bald zwei Parteien in der Klasse, die Reichstreuen und die Cassalleaner; deren tiefgehende Meinungsverschiedenheiten weniger oft im Kampf der Geister als im Kampf der Fäuste auf unserem Schulhose ausgefochten wurden, und zwar mit wechselndem Glück, denn beide Parteien waren von ungefähr gleicher Stärke. Bei diesen Kämpfen mußte ich zum erstenmal für meine Ideen leiden, denn ich war

besser mit dem Kopf als mit der Faust imstande, für dieselben zu kämpfen. Nun, geschadet hat es mir nicht, ich hielt nur um so entschiedener an meinen Ideen fest, für die ich später noch ganz anders zu leiden hatte.

*

In meinen freiheitlichen Anschauungen wurde ich wesentlich von meinem Vater bestärkt, der, ein einfacher ungebildeter Arbeiter, erfüllt war von den etwas unklaren, dafür aber um so radikaleren Ideen aus der Zeit des Jahres 1848. Sein Haß gegen Pfaffen- und Tyrannenherrschaft machte sich oft in wohlgeklungenem Vortrage von Freiheitsgedichten aus der 48er Zeit Luft. In jüngeren Jahren war mein Vater in geselligen Vereinen ein beliebter und nicht unbegabter Deklamator gewesen. Mit der neuen sozialdemokratischen Bewegung konnte er sich nicht befremden, und er sah meine rückhaltlose Hingabe an dieselbe nicht gern, doch ich ließ mich nicht abhalten.

Meine Mutter hatte für die Arbeiterbewegung kein richtiges Verständnis, war aber viel zu stolz auf ihren lerneifrigen Sohn, als daß sie mir irgendein Hindernis bereitet hätte. Dagegen förderte sie mich, die selbst eine bessere Schulbildung hatte, auf diesem Gebiete, soweit Arbeit und Sorgen, die ihr im allerreichsten Maße wurden, das nur eben gestatteten.

Im Jahre 1875 sollte ich, im fünfzehnten Lebensjahre stehend, die Schule verlassen und mir einen Lebensberuf wählen. Im letzten Jahr hatte ich den mir verhassten Arbeitstisch in der Zigarrenmacherbude verlassen und war Laufbursche in einem großen kaufmännischen Geschäft geworden. Ich bekam dadurch einen Einblick in ganz neue, interessante Lebensverhältnisse. Bald erschien mir kein Beruf schöner wie der des Kaufmannes, und ich versteifte mich darauf, in jenem großen Geschäft, in welchem ich Laufbursche war, in die Lehre zu treten. Mein Vater, dessen Verhältnisse sich dadurch etwas geändert und gebessert hatten, daß er Bote an einer Tabakarbeiterkrankenkasse geworden war, wollte meinen Wunsch erfüllen, ich scheiterte aber an dem Widerspruch meines Prinzipals, eines fast neunzigjährigen verknocherten Kaufmanns, der grundsätzlich keinen Lehrling aufnehmen wollte, welcher vorher in untergeordneter Stellung seinem Hause gedient hatte. Ich war aus allen Himmeln gestürzt und so verzweifelt, daß ich zu allen Vorschlägen meines Vaters ja sagte und mich so eines Tages glücklich wieder in einer Zigarrenfabrik fand, zwar nicht als Zigarrenmacher, aber als Zigarrensortiererlehrling. Das Zigarrensortierergewerbe genoß damals einiges Ansehen, da bei dem wirtschaftlichen Aufschwung in der Zeit nach dem deutsch-französischen

Kriege, der bekannten „Gründerperiode“, an der auch die Zigarrenindustrie ihren bescheidenen Anteil hatte, die Zigarrensortierer gutes Geld verdienten.

Lange dauerte die Herrlichkeit meines Lehrlingslebens im Sortierergewerbe nicht. Nach einem Jahre — drei Jahre sollte ich lernen, da mein Vater kein Lehrgeld zahlen konnte, vielmehr noch einen geringen Lohn für mich beanspruchen mußte — verletzte ich mich beim Schlittschuhlaufen den Fuß derart, daß ich das fort-dauernde Stehen am Sortiertisch nicht aushalten konnte und mich nach einer Beschäftigung umsehen mußte, bei der ich sitzen konnte. Was blieb nun anders übrig als die Rückkehr zur Zigarrenmacherei, von der ich doch schon einige Vorkenntnisse hatte und hoffen durfte, bald etwas mehr verdienen zu können. Und das ward um so nötiger, als mein Vater, der mit seinem halb gelähmten und geschwächten Körper die Botengänge treppauf treppab, in Wind und Wetter, nur sehr schwer ertragen hatte, sich eines Tages hinlegte und nach langer schwerer Krankheit im nächsten Jahre starb.

Da sah ich also doch wieder in der „Bude“, mitten zwischen den anderen Zigarrenarbeitern, jetzt ganz einer der Ihrigen, ein blutjunger, allerdings noch sehr schwacher Zigarrenmacher. Mit wahrer Leidenschaft beteiligte ich mich an der Arbeiterbewegung, politischen wie gewerkschaftlichen. Kaum sechzehn Jahre alt, trat ich in den deutschen Tabakarbeiterverein, der unter der Leitung Friedrich Wilhelm Frißches stand und dessen Vereinsorgan „Der Vosschaffer“ ich stets von der ersten bis zur letzten Zeile verschlang. Ein ebenso eifriger Leser war ich dem zur selben Zeit begründeten eigenen Lokalorgan der Sozialdemokratischen Partei, dem Hamburg-Altonaer „Volksblatt“, das unter der Redaktion von Ignaz Auer und Wilhelm Bloß erschien. Ganz besondere Freude machte mir die Lektüre der Sonntagsplaudereien, „Mixepickels“ bestellt, aus der gewandten Feder unseres witzigen Jakob Ludorfs, des Dichters der Arbeitermarzeillaise. Wie gern hätte ich an diesem Blatte mitgearbeitet. Oft habe ich kleine polemische Artikel gegen irgendwelche gegnerischen Äußerungen verfaßt, aber nie gewagt, sie einzusenden, denn beim Nachlesen erschienen sie mir immer und gewiß mit Recht als viel zu ungeschickt in Form und Inhalt, und ich zerriß die ungeratenen Kinder meines Geistes.

Auf einem anderen Weg gelang es mir doch, in das „Volksblatt“ zu kommen. Die Sonntagsnummer desselben brachte nämlich immer eine sehr hübsche Rätsellecke, und da fand ich mich in meinem Element. Ich sandte Woche für Woche die Lösungen ein, und nach einiger Zeit wagte ich es sogar, ein von mir verfaßtes Akrostichon

einzuwenden, und siehe da, es wurde angenommen und stand nach ein paar Wochen — ich konnte die Zeit gar nicht abwarten — im Blatt! Da sah ich mich zum erstenmal gedruckt! Das Wohlgefühl, das mich erfaßte, kann nur der sich vorstellen, der selbst einmal in solcher Lage gewesen ist.

Natürlich beschränkte sich mein Tatendrang nicht auf diese „Mitarbeiterschaft“. Er fand bald erwünschte Nahrung in den allgemeinen Reichstagswahlen, die am 10. Januar 1877 stattfanden. In meiner Vaterstadt Altona wurde als Kandidat der sozialdemokratischen Partei — die beiden feindlichen Strömungen in der Sozialdemokratie hatten sich eineinhalb Jahre vorher auf dem Kongress zu Gotha vereinigt — unser Wilhelm Hasenclever, der Redakteur des „Vorwärts“, des Zentralorgans der Partei, wieder aufgestellt. Er hatte den Wahlkreis Altona schon bei der vorhergehenden Wahl 1874 erobert. Es galt nun, den Kreis gegen den Ansturm der Fortschrittler zu halten, die in ihrem Kandidaten Rudolf v. Schleiden, dem früheren Vertreter des Kreises, uns einen gefährlichen Gegner entgegenstellten. Was konnte ich blutjünger Bursche in diesem Kampf tun? Meine große Jugend und eine stark ausgebildete Schlichternheit, die Folge des von der Außenwelt abgegrenzten Lebens in meinen Knabenjahren, hielt mich von der Beteiligung am öffentlichen Leben zurück. Mit Bangigkeit nur hatte ich es zunächst gewagt, öffentliche Versammlungen zu besuchen. So hatte ich Ignaz Auer über Blut- und Eisenpolitik, den vornehm sachlich redenden August Geib, den etwas poltern den Otto Reimer, den feurig redenden Julius Heyer sprechen hören. Aber im Wahlkampf mittätig zu sein wagte ich nicht.

Auf der „Bude“ zwischen den älteren Kollegen aber hörte ich fast nichts anderes reden als vom Wahlkampf, die Versuchung wurde immer stärker, und als nun der Wahltag, der 10. Januar 1877, dämmerte, da riß es mich förmlich hin, und spornstreichs eilte ich, statt zur Arbeit, zum Sammelplatz unserer Wahlkämpfe, nach Wittmaacks Salon in der großen Bergstraße, im Volksmunde „Im langen Handdock“ (Handtuch) genannt. Hier waren im großen Saal schon Hunderte versammelt, voll Eifer und Begeisterung den Anweisungen der Leiter Otto Reimer, August Hecht, Heinrich Winterfeldt, Heinrich Brasch u. a. folgend. Auch ich ließ mich in die kämpfende Schar einreihen, denn verschwunden war jede Scheu in dem überströmenden Gefühl, für eine große, herrliche Sache mitwirken zu dürfen.

Gar bedeutend war die Rolle ja nicht, die mir im Kampf zugewiesen wurde, aber meinem Tatendurst genügte sie vollkommen. Ich wurde nämlich „Standartenträger“, d. h. ich bekam eine große

Stange über die Schulter, an der oben ein Brett mit einem Plakat befestigt war, auf dem in großen Buchstaben stand: „Wählt Wilhelm Hasenclever!“ Solche Standartenträger gehörten damals zu den notwendigsten Wahlrequisiten in meiner Heimatstadt, bis das Sozialistengesetz dieser wie manch anderer Herrlichkeit ein Ende bereitere. Außerdem bekam ich ein Päckchen Stimmzettel in die Hand und nun zog ich los in den mir angewiesenen Stadtteil. Welch Hochgefühl schwellte mir die Jünglingsbrust, als ich so, meine Standarte kerzengerade an mich haltend, durch die Straßen meines Bezirks marschierte und das Interesse von alt und jung (und nicht zum wenigsten von letzteren) auf meine hoch über meinem Kopfe prangende Aufforderung, unsern Wilhelm zu wählen, lenkte. Den Gipfel der freudigen Genugtuung erkletterte ich aber, als ich einem vorübergehenden Wähler auf sein Verlangen einen Stimmzettel geben mußte.

Ablösen ließ ich mich nicht, dazu hielt ich meinen Posten für viel zu wichtig, und auch das Fernbleiben vom Mittagstisch machte mir keine Gedanken. Auch nach beendeter Wahl ging ich nicht nach Hause, sondern lieferte zunächst meine stolze Standarte ab und zog dann mit vielen hundert anderen nach Koppelmanns Salon, um den Lohn für die geleistete Arbeit in Empfang zu nehmen. Dort wurden nämlich die Wahlresultate verkündet, nicht nur die lokalen, sondern auch die auswärtigen. Der große Saal war bald bis auf den letzten Platz gefüllt. Bei der trefflichen Organisation der Partei dauerte es denn auch nicht lange, bis das Resultat des Wahlkreises Altona, zu dem allerdings auch ein damals noch durchaus nicht sozialistenfreundliches Landgebiet (Stormarn) gehörte, verkündet werden konnte. Unbeschreiblicher Jubel erhob sich, als Hasenclevers Sieg berichtet wurde. Freilich war die Mehrheit knapp genug, sie betrug nur einige siebenzig Stimmen, aber unser Mann war doch gewählt und dieser schöne Erfolg war uns allen Lohn genug für die überstandenen Mühen. Aber es sollte noch mehr des Lohns dazukommen, denn auch von auswärts wurden bald mehrere schöne Siege verkündet.

Ich konnte das Ende der Versammlung nicht abwarten, denn allmählich schlug mir doch das Gewissen wegen meines langen Ausbleibens von Hause. Ich machte mich also auf den Weg, beglücktesten Herzens, und ließ die Vorwürfe der geängstigten Mutter (der Vater war einige Wochen vorher gestorben) eindrucklos über mich ergehen. Hatte ich doch zum erstenmal einen Wahlkampf nicht erträumt, sondern in aller lebendigen Wirklichkeit mitgemacht.

Drittes Kapitel.

Enttäuschungen. Die Feuerprobe. Ein Kapitel deutscher Schande. Denunziationspest. Justizfäulnis, Arbeiter-entrechtung! Friedhofsruhe? Feuer unter der Asche. Es lebe die Kunst!

Mit jenem Waffengang war jedoch, trotz unseres Sieges, der Wahlkampf in Altona noch nicht beendet. Hasenclever war nämlich auch in Berlin VI aufgestellt und dort ebenfalls gewählt worden. Hatte die Mehrheit in Altona nur einige siebenzig Stimmen betragen, so betrug sie in Berlin gar nur einige zwanzig Stimmen. Entsprechend dem praktischen Brauche, bei Doppelwahlen den Kreis zu behalten, der die geringere Mehrheit zeigte, nahm Hasenclever für Berlin VI an und in Altona mußte eine Nachwahl stattfinden. Sozialdemokratischer Kandidat wurde nunmehr der Expedient des „Hamburg-Altonaer Volksblatts“, Rudolf Praast, der unter dem Ausnahmegesetz nach Amerika auswanderte und dort gestorben ist. Er war, soweit ich mich erinnere, ein schlanker, magerer Mann mit dunklem Haar und Schnurrbärtchen, eine sympathische Erscheinung, aber kein wirksamer Redner. Daß ich mich bei dieser Nachwahl, die schon am 15. Februar stattfand, nicht mehr von der Mitwirkung zurückhalten ließ, ist selbstverständlich. Und ich hatte sogar die Freude, mich gewissermaßen befordert zu sehen insofern, als ich zeitweilig nicht zum Standarten-tragen, sondern zur Verteilung der Stimmzettel vor einem Wahllokal verwendet wurde.

Das Resultat des zweiten Wahlganges war weniger erfreulich für die Partei, es kam nämlich zur Stichwahl zwischen Praast und dem fortschrittlichen Kandidaten, Professor Karsten. Und das hatten — o der Schmach! — einige verbohnte Leute verschuldet, die sich auch Sozialdemokraten nannten. Es gab in Hamburg-Altona nämlich noch eine ganz kleine Zahl ehemaliger Lassalleaner, die mit der Verschmelzung der beiden Gruppen durchaus nicht einverstanden waren. Als bei der Hauptwahl in Altona Hasenclever, der ehemalige Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeiterver-

eins, also der vormaligen politischen Organisation der Lassalleaner, aufgestellt war, traten diese Unzufriedenen nicht in die Erscheinung. Als bei der Nachwahl jedoch Praast, ein ehemaliger „Ehrlicher“, aufgestellt wurde, stellten die verräterischen Querköpfe ihm in der Person des Buchhändlers Julius Röhling in Leipzig einen „echten Lassalleaner“ entgegen. Und die etwa hundert Stimmen, die Röhling erhielt, verhinderten unsern Sieg im ersten Wahlgang und machten die Stichwahl nötig, die am 1. März stattfand und trotz unserer ungeheuersten Anstrengungen mit dem Siege des liberalen Professors endete. Die Erbitterung, die dieser unerwartete, durch die sträfliche Torheit einiger verblendeter Eigenbrötler herbeigeführte Ausgang des Wahlkampfes in den Kreisen der Hamburg-Altonaer Sozialdemokraten hervorrief, kann man sich kaum vorstellen. Um den Aerger noch zu erhöhen, wurde einige Zeit nachher die Wahl Hasenclevers in Berlin vom Reichstag für ungültig erklärt.

*

Mein Vater hat von den schweren Zeiten, die bald für die Sozialdemokratie kommen sollten, nichts mehr erfahren. Das hat mir harte Kämpfe erspart, die es sonst zwischen ihm und mir wegen meiner Unhänglichkeit an die von schweren Gefahren und Verfolgungen bedrohte Partei gewiß gegeben hätte. Am 2. Mai 1878 schoß der verkommene Klemnergeselle Hödel auf Wilhelm I., ohne ihn zu treffen. Ein sofort durch Bismarck vom Reichstag gefordertes Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie wurde fast einstimmig abgelehnt. Da traf am 11. Juni 1878 der Schrottschuß des geisteskranken Dr. Nobiling den Kaiser. Bismarck löste den Reichstag auf und schon am 30. Juli fanden die Neuwahlen statt. Welch eine Fülle der bittersten Erinnerungen bergen diese trockenen historischen Daten für denjenigen, der jene schlimme Zeit als Sozialdemokrat mit durchlebt, die Feuerprobe seiner Treue zur guten Sache bestanden hat.

In der gesamten bürgerlichen Presse — nur sehr wenige machten eine rühmliche Ausnahme — begann eine niederträchtige Heße gegen die Sozialdemokratie, die als Ausbund aller Verworfenheit in den lebhaftesten Farben geschildert wurde. Da damals nur ein sehr geringer Teil des Volkes über das Wesen der Sozialdemokratie aufgeklärt war, durfte es nicht wundernehmen, daß auch in den großen Städten, wie Hamburg-Altona, viele Tausende dem Arbeiterstande angehörende Leute an das glaubten, was ihre Blätter ihnen vorlogen, und daher die ihnen bekannten Sozialdemokraten als ganz verabscheuungswürdige Subjekte, als Tagediebe, Räuber und Mörder betrachteten und behandelten.

Nicht selten kam es in diesen Tagen der Schande zu gemeinen Beschimpfungen und selbst zu Mißhandlungen von Sozialdemokraten auf der Straße, in Kneipen und an anderen öffentlichen Orten.

Dazu kam noch eine andere, viel schmälicherere Erscheinung: „die Majestätsbeleidigungsseuche“. Wo immer eine unbedachte Äußerung gegen den Kaiser fiel — er erfreute sich trotz des siegreichen deutsch-französischen Krieges und der glorreichen Reichsgründung weder in Hamburg noch in dem „mußpreußischen“ Altona sonderlicher Beliebtheit im Volke, auch bei nichtsozialdemokratisch gesinnten Leuten nicht — und zu den Ohren der Polizei und Gerichte kam, da gab es Prozesse mit geradezu fürchterlichen Urteilen. Die harmlosesten Leute wurden wegen Äußerungen, die zu anderen Zeiten niemand beachtet hätte, zu den schwersten Strafen verurteilt. So erhielten ein paar Fischfrauen wegen Majestätsbeleidigung drei und vier Jahre Gefängnis, ein Schiffer, der in angekrankenem Zustande eine derbe Äußerung getan hatte, gar die Höchststrafe, fünf Jahre Gefängnis. Unter einem Jahr kam wohl niemand davon, und dabei beschäftigten solche Prozesse die Gerichte Tag für Tag. Am schlimmsten war es, daß diese Prozesse meistens Produkte schäbiger Denunziationen waren. Daß dabei die Denunzierten der Sozialdemokratie meist ganz fremd waren, liegt auf der Hand; Sozialdemokraten hüteten sich wohl vor derartigen Äußerungen.

Daß da manchem, der sonst zur Fahne gehalten hatte, der Mut sank und er sich nach Möglichkeit fernhielt von denjenigen Personen, die als Sozialdemokraten bekannt waren, ist erklärlich. Mancher gute Bekannte ging auf der Straße an einem also Gezeichneten scheu und fremd vorüber, mancher Nachbar wollte von dem andern plötzlich nichts mehr wissen. Von „kaisertreuer“ Seite war der Gedanke angeregt und zur Ausführung gebracht, eine Geldsammlung von Haus zu Haus vorzunehmen, und diese sogenannte „Wilhelmspende“ dem Kaiser als Beweis für die treue Anhänglichkeit und die Teilnahme seines Volkes zur beliebigen Verwendung übergeben werden. Diese Sammlungen wurden in meiner Heimatstadt von den erprobtesten Oberpatrioten vorgenommen und bei der Gelegenheit wurde nach Kräften Stimmung gemacht gegen die verruchten Sozialdemokraten, auch wohl ein wenig spioniert, wo sich noch derartige fürstenmordende Tendenzen geltend machen dürften. Die Meinung, daß eine Weigerung, sich an der „Wilhelmspende“ zu beteiligen, als eine Majestätsbeleidigung angesehen und bestraft werden könnte, war ganz allgemein verbreitet. Wer wollte es daher vielen Sozialdemokraten verdenken, daß auch sie ein paar Pfennige zur „Wilhelmspende“

hergaben? Auch meine Mutter ließ sich durch meinen Widerspruch nicht beirren und gab dem braven Patrioten, der an unsere Tür klopfte, ihren Beitrag zur Wilhelmspende, ohne ihm weitere Gelegenheit zum Reden zu bieten.

Die Bitten meiner Mutter aber, mich vorderhand an der Bewegung nicht mehr zu beteiligen und insbesondere im Wahlkampf nicht mittätig zu sein, konnte ich trotz meiner herzlichen Liebe zum Mütterchen nicht erfüllen. Die bodenlose Niedertracht der Gegner erhöhte meine Anhänglichkeit an die Sache nur noch, ich wollte nun erst recht nicht zurückweichen und stellte mich meinem Bezirksführer nicht nur für den Wahltag, sondern auch für die vorher nötigen Arbeiten zur Verfügung. Und so wurde ich bei der Verbreitung der Flugblätter, bei den Arbeiten für die Kontrolle der Wählerlisten, beim Geldsammeln mitverwendet und war am Wahltag selbst nicht mehr Standartenträger, sondern trotz meiner Jugend schon „Hausagitator“. Unser Kandidat, der Schuhmacher Georg Wilhelm Hartmann in Hamburg, ein wirksamer Volksredner, kam in eine aussichtsreiche Stichwahl mit dem Professor Karssen. Die ganze niederträchtige Heze hatte nicht vermocht, unsere Stimmenzahl zu verringern; im Gegenteil, sie hatte sich zur namenlosen Wut und Ueberraschung unserer Gegner noch vermehrt, dank unserer unermüdbaren Arbeit. Bei der Stichwahl aber, die am 15. August, meinem Geburtstag, stattfand, vermochten wir den Sieg für unsern Kandidaten trotz unserer verzweifelten Arbeit nicht zu gewinnen; mit 100 Stimmen Mehrheit gewann der Fortschrittler wieder das Mandat. Das war ein trauriges Geburtstagsgeschenk für mich, der ich ganz bestimmt auf unsern Sieg gerechnet hatte.

*

Was dann kam, ist bekannt genug; fast fünf Jahrzehnte haben es aber bei vielen jüngeren Genossen wieder in Vergessenheit gebracht: der neue Reichstag nahm das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie an und es trat schon am 21. Oktober 1878 in Kraft. Mit einem Schläge wurden die politischen und die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter, ja, die Krankenkassen derselben aufgelöst, die gesamte Arbeiterpresse, politische und gewerkschaftliche, unterdrückt und Hunderte von Büchern und Broschüren ihres sozialdemokratischen, sozialistischen oder kommunistischen, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichteten Inhalts wegen verboten. So verschwand auch meine Tabakarbeitergewerkschaft mitsamt dem Organ derselben, dem hochgeschätzten „Botschafter“, so verschwand auch mein geliebtes „Hamburg-Altonaer Volks-

blatt", es gab keine Versammlungen mehr, und auch von unseren Führern war, zunächst wenigstens, nichts mehr zu sehen.

Die Polizeifaust hatte Ruhe geschaffen; in der Bewegung hatte eine Panik Platz gegriffen, die bald um so heftiger wurde, als man erfuhr, daß über Berlin — am 28. November 1878 — der sogen. kleine Belagerungszustand verhängt war und einige sechzig bisher die Bewegung führende Personen von ihren Familien gerissen und in brutaler Weise ausgewiesen worden waren. Das gleiche Schicksal drohte auch den Führern in Hamburg-Altona, und da war es wohl begreiflich, daß jeder sich zunächst still verhielt. Was hätten denn auch die Armen, meist Familienväter in reiferen Jahren, anfangen sollen? Geld zur Unterstützung der im Elend zurückbleibenden Familien war nirgendwo vorhanden. Bismarck trieb seine Grausamkeit bald soweit, Sammlungen für die Unterstützung der Familien der Ausgewiesenen als unter das Sozialistengesetz fallend zu verbieten. Ebensovienig bot sich eine Aussicht für die Ausgewiesenen, an anderen Orten eine ausreichende Existenz zu finden. Das zu verhindern war die Polizei schon eifrig genug bemüht, wie ich später selbst Gelegenheit hatte zu erfahren.

*

In den Werkstätten der Arbeiter, besonders bei den Zigarrenmachern, merkte man von Kirchhofruhe nicht viel. Zunächst war man allerdings eingeschüchtert von der unerhörten Vehemenz der Unterdrückungsmaßregeln. Aber nach kurzer Zeit debattierte man genau so leidenschaftlich politische und insbesondere sozialistische Fragen, wie vor dem Erlaß des Gesetzes. Allerdings gab es zunächst keinen neuen Lesestoff. Der Versuch, in der Genossenschaftsdruckerei in Hamburg, die bisher das „Volksblatt“ herausgegeben hatte, ein neues, politisch ganz indifferentes Blatt: „Die Hamburger Gerichtszeitung“, erscheinen zu lassen — schon um den durch die Unterdrückung des „Volksblatts“ brotlos gewordenen zahlreichen Buchdruckern, Aussträgern usw. eine neue Existenz zu schaffen — wurde nach einiger Zeit mit dem Verbot des neuen Blattes auf Grund des Sozialistengesetzes beantwortet. Das war beiläufig der beste Beweis, daß es den Machthabern nicht nur darauf ankam, „sozialistische usw. Umsturzbewegungen“ durch das neue Gesetz zu treffen, sondern daß man unbedingt eine materielle Schädigung, ja, die wirtschaftliche Vernichtung der Personen wollte, die an der Bewegung beteiligt waren.

Also neuen sozialistischen Lesestoff gab es nicht. Aber man hatte ja auch noch vom alten genug, Broschürenliteratur in Hülle und Fülle. Freilich war alles verboten, d. h. die Verbreitung war

verboten, nicht der Besitz eines einzelnen Exemplars. Aber der Verbreitung verbotener Drucksachen gleichgeachtet und also mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft werden sollte auch das Vorlesen aus solchen verbotenen Schriften. Ach, wie oft hätte ich da vor dem Richter erscheinen müssen. Nachdem man sich ein wenig an das „Gesetz“ und die durch dasselbe geschaffene Situation gewöhnt hatte, wurden ganz selbstverständlich die auf den Index gesetzten Schriften aus dem Besitz des einzelnen auf die Bude gebracht und vorgelesen. Und um so häufiger vorgelesen und um so gründlicher diskutiert, als sie jetzt, nach dem Fortfall der sozialistischen Tagesliteratur ja die einzige Gelegenheit boten, sich mit dem Sozialismus zu beschäftigen. Daß diese Verletzung des Gesetzes, die in Hunderten von Arbeitsstätten der Zigarrenmacher verübt wurde, jemals zur Kenntnis der Behörde gekommen, jemals einen Verräter gefunden hätte, habe ich nie erfahren.

Schlimmer stand es um einen Ersatz für das Vereins- und Versammlungsleben, um die Möglichkeit, mit größeren Kreisen der Bestimmungsgenossen über die enge Grenze der Arbeitsstube hinaus zusammenzukommen. Hier hat sich erst nach Jahren ein leidlich gangbarer Weg gefunden. Zunächst behalt man sich hier und da mit der Gründung von Klubs und Vereinen zu Geselligkeits- und Vergnügungszwecken. Das war ein rechter Nothelfer, der selten zu einem brauchbaren Ziel führte und von vielen älteren und bedächtigen Genossen denn auch als des ersten Charakters unserer Bestrebungen nicht würdig verworfen wurde.

Ich kümmerte mich nicht sonderlich um solche Bedenken, sondern trat mit großem Eifer einem Theaterklub bei, der den Zweck hatte, insbesondere Geldmittel für die Partei zu schaffen. Außerdem amüsierte er seine männlichen wie weiblichen Mitglieder, alles junge, lebenslustige Leute, ganz bedeutend, und das ließ ihn auch in meinen Augen durchaus nicht minderwertig erscheinen, denn ich fing nun doch an, dem Leben einige recht leichte, heitere Seiten abzugewinnen. Ich suchte daher das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen und mimte, tanzte und kneipte nach Herzenslust in unserem Theaterklub, immer in der angenehmen Ueberzeugung, damit auch dem Interesse der Partei zu dienen. Wir hatten denn auch öfter sehr gut besuchte Theatervorstellungen mit nachfolgendem Ball veranstaltet; wieviel dabei aber für Parteizwecke erübrigt wurde, weiß ich nicht und habe ich auch damals nicht gewußt, denn mich darum zu bekümmern, dazu hatte ich viel zu viel Wichtigeres zu tun.

*

Das Theater hatte mich schon als Junge stark gefesselt. Leider gaben Schauerstücke, die ich in einem vorstädtischen Volkstheater sah, wie „Sinko“ oder „König und Freiknecht“ und ähnliches, nur meiner immer bereiten Phantasie schädliche neue Nahrung. Und es war gut, daß unsere ärmlichen Verhältnisse es nur selten gestatteten, die paar Pfennige für den Besuch auch des billigsten Platzes aufzuwenden. Als ich dann aber als blutjunger Zigarrenarbeiter die unvergänglichen Bühnenwerke Schillers, Goethes, Shakespeares gelesen hatte, wurde das Verlangen, diese Werke, diese Gestalten auf der Bühne verkörpert zu sehen, übermächtig in mir. Auf der „Bude“ (der Zigarrenmacherwerkstatt) waren gleichgesinnte Seelen, Kollegen in meinem Alter und auch ältere, deren Sehnsucht das gleiche Ziel hatte. Wenn es nur so leicht zu erreichen gewesen wäre. Natürlich verstiegen sich unsere Wünsche nicht höher als bis zum höchsten, bis zum Galerieplatz im Hamburg-Altonaer Stadttheater. Das aber kostete Geld und Zeit, die ja auch Geld ist. Wer bei der Aufführung klassischer Stücke auf der Galerie einen Platz haben wollte, von welchem aus die Bühne einigermaßen zu sehen war, ohne daß man sich den Hals verrenkte, der mußte lange Zeit vor Kasseneröffnung auf dem Posten sein. Stundenlang standen wir oft vor dem noch verschlossenen Ausgang zur Galerie, und mit uns Hunderte anderer Schwärmer, in Kälte und Regen, bis sich die Tore öffneten und nun den schnellsten unter den die Treppe hinaufstürmenden Schnellläufern am Ende gar der Preis winkte, noch in die erste oder zweite Reihe zu kommen und damit einen Sitzplatz zu erlangen. Alle anderen mußten stehen und oft froh sein, überhaupt hineinzukommen, denn viele hunderte Proletarier hungerten damals schon danach, unsere großen Dichter auf der Bühne zu sehen, und an die Veranstaltung klassischer Volksvorstellungen zu billigen Preisen dachte niemand.

Ich hatte auch hier Glück; durch die Vermittlung eines guten Freundes kam ich nämlich unter die Hilfsstatisten. Es waren Leute, die bei Theateraufführungen in großen Statistenmengen verwendet wurden, wenn die ständig beschäftigten und festbezahlten Statisten nicht ausreichten. Die Hilfsstatisten arbeiteten lediglich „im Interesse der Kunst“ und wurden nach Beendigung ihrer Arbeit einfach mit einer Anweisung auf einen Galeriefreiplatz abgespeist. Das war bitter wenig, die Ausgewählten aber waren glücklich, denn nun waren wir nicht nur sicher, bei großen klassischen Theaterstücken (besonders bei Schillers Wallenstein-Trilogie) einen Freiplatz zu bekommen — wir sollten endlich auch in die tieferen Geheimnisse hinter dem Bühnenvorhang eindringen dürfen, Unerhörtes erleben! Was würden dagegen die Erlebnisse

im Theaterklub bedeuten? — Nun, was ich dann sah und erlebte, das enttäuschte mich nicht wenig; es war alles längst nicht so geheimnisvoll und nicht so schön, wie meine Phantasie es sich ausgemalt hatte, obwohl es bunt genug hinter den Kulissen herging. Bei meinem „ersten Auftreten“ hatte ich einen Landsknecht in Wallensteins Lager zu mimen. Man zog mir einen reichlich zugemessenen Waffenrock an, stülpte mir eine Metallhaube über den Kopf, so groß, daß sie mir immer sofort wieder über die Ohren rutschte und ich im Ernstfall gar keine Möglichkeit gehabt hätte, mich mit meinem Feind zu beschäftigen. Ueber die Beine zog ich bis weit übers Knie reichende Stulpenstiefel aus Segeltuch, da aber nichts anderes da war, mußte ich mich damit abfinden, daß der eine „Kriegsstiefel“ grau schimmerte, während der andere braun leuchtete. Da ich gar zu milchgesichtig ausschaute, sollte ich einen Kriegerbart umhängen; es war jedoch keiner mehr da und so schmierte man mir „wohriechenden“ Kleister ins Gesicht und klebte einige Koffhaarsträhnen daran. Mit einem langen Schwert ausgerüstet betrat ich dann die Bühne. — Schade, daß die Fülle der Gestalten auf der Bühne es mir unmöglich machte, auch auf den Zuschauerraum zu wirken. Na, auf meine Hilfsstatistenkollegen habe ich jedenfalls tiefen und dauernden Eindruck gemacht, das bezeugten in den nächsten Tagen die angeregten Gespräche auf der Bude. Ich wußte mit Würde für die Kunst zu leiden.

Die beiden Stadttheater, das Hamburger wie das Altonaer, standen unter der Leitung des Herrn Pohl, der seinen ehrlichen jüdischen Namen in Pollini umitalienisiert hatte. Er hatte die ersten deutschen Schauspielkräfte an seine Bühne gefesselt, und Namen wie Ludwig Barnay, Siegwart Friedmann, Franziska Ellmenreich u. a. m. verkündeten weithin den Ruhm der Hamburger Bühne. Uns jugendlichen Theaterschwärmern waren diese vollendeten Menschendarsteller der Inbegriff alles Großen und Schönen. Wenn der Theaterzettel den Namen eines dieser meiner Lieblinge aufwies, mußte ich hin, so schwer es mir bei meinem schwachen Verdienst werden mochte. So habe ich Barnays „Narzisz Rameau“ im gleichnamigen Brachvogelschen Drama viermal gesehen. An Siegwart Friedmanns Person band mich noch ein besonderes, ich möchte sagen menschliches Interesse. War er doch der zweite Gatte der rothaarigen Helene von Dönniges, jener Circe, die Ferdinand Lassalle in den Tod geführt hat. Als Friedmann in Hamburg wirkte, wurde seine Ehe mit der wetterwendischen Heye gerade wieder geschieden.

Herr Pollini mochte künstlerisch ein ganz bedeutender Bühnenleiter sein, hinter seinen Kulissen aber ging es regellos und un-

ordentlich genug her. Wenigstens mir erschien es so. Das gab freilich häufig Anlaß zu lustigen Auftritten hinter dem Vorhang. Ich sah die Welt hinter den Kulissen bald mit anderen Augen an, vor der Bühne aber bewahrte ich mir meine Illusionsfähigkeit unverändert und nahm mit offenem Herzen auf, was unsere großen Denker und Dichter durch den Mund begnadeter Künstler mir zu sagen hatten.

*

Daß der Theaterklub nicht lediglich zum Vergnügen seiner Mitglieder und zum Beschaffen bescheidener Geldmittel für Parteizwecke existierte, ergibt wohl der Umstand, daß sich allmählich eine größere Zahl älterer Männer als passive Mitglieder des Vereins zusammenfanden, die in der Tat den Kern der Partei für den dritten Hamburger Wahlkreis — ich war bald nach Erlaß des Gesetzes mit meiner Mutter in einen Hamburger Vorort gezogen — bildeten. Um unsere Theatergeschichten kümmerten sie sich wenig, dagegen um eigentliche Parteiangelegenheiten um so mehr. Mein Eifer und meine schon erprobte Tätigkeit für die Partei verschafften mir trotz meiner Jugend die Ehre, an den Beratungen immer mit teilzunehmen. Man veranstaltete an Sonntagen Spaziergänge in kleineren oder größeren Gruppen und traf sich im Hamburger Landgebiet entweder in einem möglichst abgelegenen Lokal oder gar in einem Gehölz oder auf einer möglichst vom Gebüsch gedeckten Wiese in größerer Zahl, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, um nun über den Stand der Parteiangelegenheiten zu beraten. Das waren die Anfänge der sog. „Korpore“, der geheimen Organisation der Sozialdemokratie, die während der zwölfjährigen Dauer des Sozialistengesetzes nicht nur in Hamburg, sondern in allen größeren Städten Deutschlands wie auch in einer großen Zahl kleinerer Orte zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet worden ist.

Es handelte sich bei diesen Beratungen zunächst um die Unterstützung der Berliner Ausgewiesenen, deren Zahl sich stark vermehrt hatte und von welchen eine ganze Anzahl nach Hamburg gekommen war, ohne hier naturgemäß, nach der Zerkümmerng des ganzen Parteilebens, festen Fuß fassen zu können. Die Armen waren durch ihr Unglück, durch Not und Elend vielfach verbittert, und da andererseits die Mittel zur Unterstützung nur in sehr bescheidenem Umfange zur Verfügung standen, gab es in den geheimen Zusammenkünften oft recht leidenschaftliche Verhandlungen und für die Führer mancherlei Streitigkeiten zu schlichten, auch bittere Vorwürfe entgegenzunehmen.

*

Bald erweiterte sich auch der Kreis der Gegenstände, die in den geheimen Zusammenkünften zur Beratung kamen. Im zweiten Hamburger Reichstagswahlkreis war durch die Mandatsniederlegung des bisherigen bürgerlichen Vertreters Bauer eine Nachwahl nötig geworden, die auf den 20. April 1880 angesetzt wurde. Hier galt es zum erstenmal die Wirkungen des neuen Ausnahmegesetzes zu erproben, für uns insbesondere zu sehen, ob wir nicht trotz der unerhörten Unterdrückung, der vollkommenen Rechtlosmachung der Hamburger Arbeiter doch noch unsere Lebensfähigkeit, unsere Existenzberechtigung nachzuweisen vermöchten. Eine Antwort wollten die Hamburger Arbeiter dem allmächtigen eisernen Kanzler geben, der wähnte, uns mit seiner gewaltigen Macht erdrücken zu können; eine laute, nicht mißzuverstehende Antwort, — und wir haben sie gegeben. Mit 3000 Stimmen Majorität wurde der sozialdemokratische Kandidat — es war auch hier Georg Wilhelm Hartmann — zum Abgeordneten gewählt. Unbekümmert um das Sozialistengesetz und die Polizei hatten wir, die Getreuesten aus allen drei Hamburger Kreisen und dem Altonaer Kreis, flink ein Wahlflugblatt im Kreise verbreitet, und nur einige wenige, unter welchen ich nicht war, hatte man erwischt. Und unbekümmert um Sozialistengesetz und Polizei und auch ungehindert von der letzteren verteilten wir am Wahltage auf den Straßen und in den Wahllokalen Stimmzettel für unsern Kandidaten. Von der Antwort Bismarcks auf diese mutige Tat der Hamburger Sozialdemokraten welter unten etwas.

Allmählich hatte sich nicht nur in Hamburg, sondern auch in manchen anderen Orten die Partei von den ersten niederdrückenden Wirkungen des Ausnahmegesetzes etwas erholt. Es machte sich immer lebhafter das Bedürfnis nach Widerstand, und zwar nach planmäßigem, organisiertem Widerstand gegen die Unterdrücker geltend. Und dieses Bedürfnis fand Ausdruck in dem Verlangen nach Berufung eines Parteikongresses. Auch die Hamburger Getreuen, deren Schar allmählich immer größer wurde, beschäftigten sich mit dieser Frage. Wir im dritten Wahlkreis wählten eines schönen Sonntags auf einem Ausflug über Land einen Delegierten, und zwar den Vorsitzenden und „Direktor“ unseres Theaterklubs, einen Zigarrenmacher A. K. Der Kongreß fand, wie unsere Parteigeschichte uns ja auch erzählt, im August 1880 in dem Schloß Wyden statt.



Viertes Kapitel.

Seib's letzter Weg. Die verunglückte Jungfernebe. Das Jugendland im Belagerungszustand. Der Handel mit Schweizerkäse. Verräter in den eigenen Reihen.

Im ersten Jahre des Sozialistengesetzes zeigte ein an sich sehr trauriges Ereignis, wie wenig die raffinierte Ausnutzung der Attentate gegen die Sozialdemokratie mitsamt dem ganzen Sozialistengesetz bisher die Herzen der Hamburg-Altonaer Arbeiterbevölkerung von dem sozialdemokratischen Gedanken abwendig gemacht hatte. In den ersten Tagen des August 1879 ging plötzlich die Kunde durch alle Werkstätten, Fabriken, Läden und Läger, überall, wo Proletarier mühsam schafften: Unser August Seib ist gestorben!

Die Kunde frog leider nicht; der treffliche Mann, ein wahrer Freund des Volkes, auch von seinen Gegnern geachtet und geehrt, war einem durch die Aufregungen des Ausnahmegesetzes erheblich gesteigerten Herzleiden erlegen, im schönsten Mannesalter seinen Freunden, der Partei und den Arbeitern, die noch so viel von ihm erwarten durften, entrissen. Da faßte tiefe Trauer viele Tausende in Hamburg und weit über Hamburgs Grenzen hinaus. Am Sonntag, den 9. August, sollte Seib zur Ruhe bestattet werden, und nun zeigte sich erst, was er den Hamburger Arbeitern gewesen war, wie sie ihren Führer liebten und ehrten. Schon von Mittag an füllten sich die Straßen in der Nähe des Rödingsmarkts mit Leidtragenden. Als ich mit einigen Freunden eine gute halbe Stunde vor der angeetzten Zeit ankam, waren der Rödingsmarkt und die angrenzenden Straßen voller Menschen, und immer neue Scharen zogen heran. Als sich dann der Leichenwagen in Bewegung gesetzt hatte, formte sich hinter demselben ein ungeheurer Zug. In würdigem Schweigen zog dieses unabsehbare Trauergefolge, fast zwei Stunden lang, zum weitab vor dem Holstentor liegenden Friedhof.

Gar manchem der reichen Herren am Jungfernstieg und in anderen vornehmen Straßen der reichen Handelsstadt, die erstaunt

auf dieses in Hamburg noch nie dagewesene Schauspiel blickten, mag angesichts dieser hunderttausend ernstesten Männer der Arbeit, die so ihren toten Führer zu ehren wußten, doch wohl ein lebhafter Zweifel gekommen sein, ob es gelingen werde, mit Rechtlosmachung und mit Gewaltmitteln einer solchen Bewegung Herr zu werden. Wenn man die Bedeutung dieser gewaltigen Demonstration der Hamburger Arbeiterschaft voll würdigen will, dann muß man sich vergegenwärtigen, daß diese ohne jedes äußere Dazutun, ohne Kommando einer nicht mehr vorhandenen Organisation, ohne Reklame einer Presse oder irgendein anderes auf die Masse wirkendes Mittel entstanden war. Fast instinktiv hatte es die Massen der Arbeiter nach dem Ort hingezogen, von welchem aus ihr geliebter Führer den letzten Weg machen sollte. Und gehobenen Herzens, voll Zuversicht auf den Sieg der Sache, die auch den brutalsten Mitteln nicht unterliegen würde, so zogen am Abend die Massen des Trauerzuges wieder den heimischen Herden zu.

*

Ich nahm eifrig an jeder geheimen Versammlung teil, mochte sie oft auch stundenlange Märsche erfordern. Es wurde allmählich immer schwerer, diese Zusammenkünfte vor den Spürnasen der Polizei zu verbergen, die Wind davon bekommen hatte, daß wir gern draußen im Grünen oder weitab von der großen Heerstraße in einem Dorfwirtshaus unsere Angelegenheiten erledigten. Oft war ein Geheimer stundenlang hinter einem bekannten Genossen her und es gelang nur unter Anwendung immer neuer, ergötzlicher Listen, den Lästigen irgendwo zu versehen, wenn der Aufgespürte es nicht vorzog, auf die Teilnahme an der Konferenz ganz zu verzichten und sich mit seinem lieben „Geheimen“ in irgendeiner Kneipe festzusetzen. In den Zusammenkünften einmal das Wort zu nehmen, fehlte mir der Mut, obwohl es mich mitunter geradezu drängte, in einer zur Beratung stehenden Frage auch meine Meinung zu sagen. Aber ich hatte mich bei meinem Debut als Redner nach meinem Gefühl doch gar zu sehr blamiert, als daß ich hätte eine solche Erfahrung noch einmal machen mögen. Das war also gekommen:

Ich war Mitglied einer alten, von den Angriffen des Sozialistengesetzes verschont gebliebenen Tabakarbeiterkrankenkasse. Die Kasse hatte entsprechend den damaligen gesetzlichen Vorschriften in ihrem Statut die Bestimmung, daß Mitglieder unter 21 Jahren in den beschließenden Generalversammlungen nicht stimmberechtigt seien. Daneben aber war im Statut noch bestimmt, daß jedes in der Generalversammlung fehlende Mitglied ein Straf-

geld zu zahlen habe. Das galt auch für die nichtstimmberechtigten minderjährigen Mitglieder, obwohl das Gesetz selbst solches nicht verlangte. Eine Anzahl junger Tabakarbeiter empfand diese Strafbestimmung für die minderjährigen Mitglieder, wohl mit Recht, als eine Ungerechtigkeit, und da ich unter den Unzufriedenen den größten Mund hatte, ward ich ausersehen, auf der nächsten Generalversammlung den Antrag auf Beseitigung dieser Bestimmung zu stellen und natürlich auch zu begründen. Ich ging mit einigem Herzklopfen an die schwere Aufgabe, hatte mich aber, als der große Abend herankam, so gründlich vorbereitet, wußte meine Rede noch auf dem Wege zur Versammlung so gut auswendig, daß es mir gar nicht fehlen konnte. Das Herz sank mir jedoch merklich tiefer, als ich das Versammlungslokal betrat und hier etwa zweihundert Mitglieder vorfand, meist ältere Leute, von denen ich manche als ehemalige Freunde meines Vaters erkannte, der für diese Klasse eine Botenstelle verwaltet hatte. Wie konnte ich noch nicht neunzehnjähriger Bengel es nur wagen, diesen alten Leuten mit einer „Rede“ unter die Augen zu treten? Mir war gar nicht wohl. Und dabei dauerte es eine wahre Ewigkeit, ehe der alte Vorsitzende mit ruhiger Bedächtigkeit einen Punkt der Tagesordnung nach dem andern zur Erledigung gebracht hatte und endlich, fast am Schlusse, zu meinem Antrag kam.

Nun kam mir das wieder viel zu rasch, und ich hätte die Verhandlung am liebsten bis zum Nimmerleinstag verschoben gesehen, aber da hörte ich meinen Namen nennen — ich hatte das Wort. Das Herz klopfte mir im Halse, Mund und Zunge schienen wie ausgedörrt, aber ich faßte mich und sprach mit einer Stimme, deren merkwürdiger Klang mir trotz meiner Angst selbst auffiel, einige Sätze meiner eingelernten Rede, die ganz leidlich klangen. Dann aber stockte ich plötzlich, ich suchte nach einem Wort, das mir fehlte, und fand das unglückselige Wort nicht. In der so entstehenden gewiß ganz kurzen Pause fiel mir mit einemmal die lautlose Stille, die im Saale herrschte, mit zentnerschwerer Wucht auf den Kopf, ich geriet in tödliche Verlegenheit, die Angst und Verwirrung lähmten mit jedem Gedanken im Gehirn, ich stotterte irgend etwas, das wie: „Nehmen Sie den Antrag an“ klingen konnte, und schlich dann tiefbeschämt aus dem Saal, ohne mich um das Schicksal meines Antrages, der übrigens angenommen wurde, zu bekümmern.

So traurig verlief mein erstes Auftreten als Redner, und es ist daher wohl begreiflich, daß ich danach eine Scheu vor dem Reden bekam und mir heimlich zuschwor, niemals wieder als Redner aufzutreten. Sich lächerlich machen sei schlimmer als ein Verbrechen

begehen, so hatte ich irgendwo bei Börne gelesen, und das wollte ich mir zur Richtschnur meines Handelns nehmen. Nun, ich habe den Schwur nicht gehalten, ich bin am Ende doch unter die Redner gegangen, aber Mühe genug hat es mich gekostet, und ich bin auch heute noch nach vieljähriger Rednerfähigkeit, beim Auftreten als Redner nur selten ganz frei von dem häßlichen Gefühl, das man „Campenfieber“ zu nennen pflegt.

*

Die Antwort Bismarcks auf den Wahlsieg im zweiten Hamburger Wahlkreis ließ nicht lange auf sich warten. Am 28. Oktober 1880 wurde über Hamburg-Altona mit angrenzendem Landgebiet der „kleine Belagerungszustand“ verhängt, und wenige Tage später wurden zunächst 75 Sozialdemokraten als „Personen, von welchen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu befürchten sei“, aus dem Gebiete des Belagerungszustandes ausgewiesen. Innerhalb drei Tagen mußten sie das Gebiet verlassen haben, wenn sie nicht wegen Bannbruchs eine Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten riskieren wollten. Betroffen wurden von der Maßregel, außer allen in Hamburg-Altona sich aufhaltenden Berliner Ausgewiesenen, fast alle in der Bewegung vor Erlaß des Gesetzes irgend hervorgetretenen Personen, aber nicht nur politisch tätige, sondern auch solche, welche ihre Arbeit lediglich in der Leitung von Gewerkschaften und Krankenkassen gefunden hatten. Wenige Tage darauf vermehrte ein zweiter Schub die Zahl der Opfer des „Kleinen“ erheblich. Das war ein furchtbarer Schlag für die Bewegung. Wenn auch ein erheblicher Teil der Ausgewiesenen seit dem Erlaß des Sozialistengesetzes gar nicht mehr tätig gewesen war, sich ängstlich zurückgezogen hatte, so traf jene Maßregel doch auch zu einem guten Teil Leute, die unentwegt weiter mitgearbeitet hatten und nun der eben wieder erstarkenden Bewegung entrissen wurden. Und welche Wirkung mußte die grausame Maßnahme, die nun auf jedermanns Haupt gleich einem an seidenem Fädchen hängenden Schwerte herabfallen konnte, auf die übrigen, jetzt noch verschonten Getreuen üben? War doch die Aussicht, an einem anderen Orte eine erträgliche Existenz zu finden, für die meisten der Ausgewiesenen nicht vorhanden, und waren doch anderseits die Mittel zur Unterstützung der am Orte zurückbleibenden Familien der Ausgewiesenen äußerst gering. Daß sich unter solchen Umständen eine ganze Anzahl Genossen, meist Leute mit Familien, zurückzogen von der Tätigkeit, war konnte und wollte ihnen das verübeln?

Nicht auf alle wirkte die Verhängung des „Kleinen“, wie wir spöttisch abkürzend die Gewaltmaßregel nannten, entmutigend.

Das durfte ich von mir wie von anderen Genossen, und nicht nur von jungen, unverheirateten Leuten nicht sagen. Der Zorn über das furchtbare Unrecht, das hier harmlosen Leuten geschah, die nichts weiter getan hatten, als von ihrem Rechte Gebrauch zu machen und einer politischen Partei anzugehören, die allerdings den Machthabern unbequem und gefährlich erschien, die Empörung über das namenlose Elend, das hier über schuldlose Frauen und Kinder gebracht wurde, der Schmerz um den Verlust braver tapferer Genossen, sie stärkten in uns anderen den unbändigen Trost gegen jene feindlichen Gewalten, der aller Gefahren spottete, den unerschütterlichen Entschluß, den übernommenen Posten nicht zu verlassen, den Kampf für die Sache fortzusetzen, mochte kommen, was da wollte. Als es galt, Abschied zu nehmen von den ausgewiesenen Genossen, von so manchem, den ich als Lehrer und Führer hochschätzte, so manchem, den ich als alten Freund meines Vaters verehrte und liebte, da habe ich die Tränen nicht zurückhalten können. Meinen Entschluß, nun erst recht für die Partei zu kämpfen, konnten diese Tränen nur stärken. Ich nahm mir vor, von jetzt an auf alle die Vergnügungen, die Hamburg der Jugend in so reichem Maße bietet, zu verzichten und nur noch für die Sache zu arbeiten, und diesem Entschluß bin ich bis zu dem Augenblick, wo ich selbst die Heimat verlassen mußte, treu gefolgt.

*

Es gab ja nun auch genug zu tun, denn immer neue Lücken riß der „Kleine“ in unsere Reihen. Alle paar Wochen kam eine neue Schar Genossen, bald kleiner, bald größer, zur Ausweisung. Diese neuen Opfer waren allesamt Leute, die in der Bewegung vor dem Gesetze nicht bekannt geworden waren, die nun aber von den Spürnasen der Polizei als heimlicher Tätigkeit für die verfeimte Partei ans Messer geliefert wurden. Im März 1881 wurde auch der bisherige Leiter unseres Theaterklubs ausgewiesen. Offenbar hatte die Polizei Wind davon bekommen, daß er am Wädener Parteikongreß teilgenommen hatte. Als man mich darauf zum „Direktor“ unseres parteieigenen Theaterskarens erwählte, nahm ich diese Wahl an, obgleich ich mir sagte, daß ich mich dadurch der Polizei sehr verdächtig machte. Und ich hatte wohl alle Ursache, die Aufmerksamkeit der Polizei auf meine Person nicht zu wünschen, war mir doch eine besonders gefährliche Mission geworden.

Im vorhergehenden Jahre war in Zürich der „Sozialdemokrat“ gegründet worden, das bekannte Wochenblatt, das als teilweiser Ersatz der unterdrückten inländischen Parteipresse dienen sollte

und sich bekanntlich im Laufe der Zeit zur schneidigsten Waffe der deutschen Sozialdemokratie im Kampfe mit den ihr feindlichen Gewalten entwickelte. Zunächst war die Zahl der Leser natürlich recht gering, und auch nach Hamburg-Altona kamen nur ein paar hundert Exemplare. Obgleich die Verbreitung des verbotenen Blattes mit aller Vorsicht unternommen wurde, kam die Polizei unerklärlicherweise bald dahinter. Mehrere Prozesse mit sehr harten Urteilen folgten. Da diese Prozesse die Partei in Hamburg-Altona auch materiell erheblich belasteten, die fortdauernden Ausweisungen aber alle finanzielle Leistungsfähigkeit der Partei in Anspruch nahmen, kam man zu dem schweren Entschluß, die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ von Partei wegen einzustellen, diese vielmehr Genossen auf eigenes Risiko als privates Unternehmen zu überlassen, falls sich zu solchem Unternehmen überhaupt Leute finden sollten.

Und es fanden sich in der Tat welche! Ein Mitglied unseres Theaterklubs, ein Gipser Fritz Steinfatt, unternahm das Wagnis auf seine eigene Kappe, suchte sich ein paar gleichgesinnte Seelen und sah die Zahl der Leser des Blattes bald auf mehrere Hundert anwachsen. Natürlich war ich dabei, als er mich aufforderte, ihm für ein paar Bezirke die Arbeit abzunehmen, und so verteilte ich Woche für Woche fürsichtiglich in Eimsbüttel und Umgegend den bald vielbegehrten köstlichen „Schweizer Käse“ an die dort wohnenden Abonnenten.

Diese für die Beteiligten, die im Falle der Entdeckung auf jede Unterstützung der Partei verzichten mußten, etwas bedenkliche Neuordnung der Verbreitung des „Sozialdemokraten“ hatte zunächst die Wirkung, daß die Polizei nichts mehr von diesen Dingen erfuhr. Jahrelang hat Steinfatt die Verbreitung geleitet. Die Zahl der Abonnenten betrug längst mehrere Tausend, und selbstverständlich war die Verbreitung seit langem schon wieder Partei-sache geworden, als endlich auch Steinfatt, zusammen mit treuen Gehilfen, das Schicksal erfasste, er monatelang in Untersuchungshaft kam, verurteilt und nach verbüßter Strafe ausgewiesen wurde.

*

Der Hamburg-Altonaer Parteibewegung war mittlerweile ein neuer gefährlicher Feind erwachsen, der die Situation geradezu trostlos zu machen drohte: Verräterei in den eigenen Reihen! Schon längst war den tätigen Genossen klar, daß die Polizei einen Schurken gefunden haben mußte, der ihr alles verriet, was bei uns vorging. Das hatten nicht nur die Prozesse wegen Verbreitung des „Sozialdemokrat“ gezeigt. Nach fast jeder Aktion, nach grö-

feren oder kleineren Zusammenkünften, lud die Polizei — der Polizeikommissar Engel in Altona hielt die Fäden der Ueberwachung in seinen breiten, ehemals den Maurerberuf ausübenden Händen — eine Anzahl Teilnehmer vor, um ihnen hohnlächelnd zu sagen, wo man gefagt habe und was beschlossen worden sei. Die weitere Folge war natürlich, daß wiederum mehr oder weniger Opfer für den „Kleinen“ fielen. Wer konnte der Verräter sein? Man hatte mehreremal Unschuldige im Verdacht, doch gelang es nie, den Richtigen herauszubringen. Ein Zufall sollte Licht in das geheimnisvolle und für den Bestand der ganzen Bewegung gefährliche Dunkel bringen.

Am 28. Juni 1881 war auch über Leipzig und Umgegend der kleine Belagerungszustand verhängt, und eine größere Zahl Genossen, darunter Bebel und Liebknecht, ausgewiesen worden. Das aus Anlaß dieser neuen Gewalttat von dem Genossen Bebel herausgegebene Flugblatt „An unsere Freunde, Gesinnungsgenossen und alle rechtlich denkenden Leute“ hatte ich in mehreren Exemplaren erhalten, da es zugleich als Sammelliste für die Unterstützung der Familien der Ausgewiesenen verwendet werden sollte. Nun hatte ich die Bekanntschaft eines Schuhmachers Leckband aus Altona gemacht, der dort in der geheimen Bewegung eine Vertrauensstellung einnahm. Er war ein noch junger, intelligenter Mann, der außerordentlich tätig für die Partei war und es sich in seinem Eifer nicht daran genügen ließ, in Altona zu arbeiten, sondern der auch in Hamburg Verbindung suchte und fand, was ja bei dem engen lokalen und parteilichen Zusammenhang der beiden Städte nicht schwer fallen konnte. Er fand also auch bei uns Vertrauen, nur von der Neuregelung der Verbreitung des „Sozialdemokrat“ hatte er noch keine Kenntnis.

Seine auffallende Besessenheit, überall mit dabei zu sein, hatte ihn nun ebenfalls bei einigen Genossen in den Verdacht gebracht, der Verräter zu sein. Ich hatte davon jedoch keine Kenntnis. Als mich eines Abends Leckband in meiner Wohnung besuchte, um mit mir über Parteiangelegenheiten zu reden, zeigte ich ihm im Laufe des Gesprächs die mir kurz vorher zugegangenen Flugblätter aus Leipzig. Ich holte dieselben zu diesem Zweck vor seinen Augen aus einem Haufen alter Zeitungen, der auf dem Bücherregal in meinem Zimmerchen lag, hervor. Ich hatte diese Flugblätter, die am nächsten Abend schon als Sammellisten ausgegeben werden sollten, nicht erst umständlich vor dem immerhin doch auch bei mir einmal zu erwartenden Besuch der Polizei verstecken wollen und sie deshalb zwischen jene Zeitungen geschoben, von wo sie gegebenenfalls auch dann noch glücklich beseitigt werden konnten,

wenn die Polizei wirklich bei mir haussuchen kam. Die dringende Bitte Leckbands, ihm ein Exemplar zu geben, mußte ich abschlagen, da jedes, wie gesagt, schon als Sammelliste für die einzelnen Genossen seine Bestimmung hatte.

Als ich am nächsten Nachmittag bei der Arbeit saß, ließ meine älteste Schwester mich heraustrufen, um mit ganz erregt mitzuteilen, daß soeben Polizeikommissar Engel unter Assistenz zweier Hamburger Kriminalbeamten bei uns in der Wohnung haussuche. Obwohl er den in der Wohnung Anwesenden, meiner Mutter und meiner Schwester, verboten hatte, während der Haussuchung die Wohnung zu verlassen, war es ihr doch gelungen, zu entweichen und zu mir zu laufen, um mich auf das Kommende vorzubereiten. Auf die Frage, wo ich arbeite, hatten Mutter und Schwester erklärt, das wüßten sie nicht. Die Herren Beamten glaubten das allerdings nicht, mußten aber nun doch wohl oder übel davon absehen, mich auf der Bude zu überfallen. Sie hatten nach beendeter Haussuchung einen Beamten in Zivilkleidern vor den zu meiner im Hinterhause gelegenen Wohnung führenden Torweg postiert, der mich wohl bei der Rückkehr von der Arbeit abends abfangen sollte. Da ich aber nun gewarnt war, ging ich, bald nachdem meine Schwester mich wieder verlassen hatte, von der Arbeit nach Hause, aber nicht auf dem gewohnten, ordnungsgemäßen Wege, sondern von einer anderen Straße aus über einen an die Hinterfront unseres Hauses stoßenden Bauplatz, überkletterte einen Plankenzaun und stieg durch das Küchenfenster unserer parterre gelegenen Wohnung in diese hinein. Meine Mutter, die in kritischen Situationen sich immer ruhig und besonnen zeigte, berichtete mir über die Einzelheiten der Haussuchung, auf die ich mich heute noch lebhaft erinnern kann. War es doch mein erstes Zusammenreffen mit der Polizei, von dem die Gestaltung meines ferneren Geschickes abhängen konnte.

Meine erste Frage war, ob die Polizei auch den Bodenraum durchsucht hätte. Das konnte meine Mutter verneinen. Auf die Frage eines assistierenden Hamburger Beamten — die sich nicht immer ganz so eifrig zeigten, wie Kommissar Engel —, ob auch ein Bodenraum zu der Wohnung gehöre, hatte meine Mutter allerdings mit Ja geantwortet, aber hinzugesetzt, daß ihr Sohn diesen Bodenraum nie aussuche. Weniger diese Erklärung als vielleicht der Umstand, daß an diesem Julitage starke Hitze herrschte und der Bodenraum fünf Treppen hoch lag, veranlaßte die Hüter des Gesetzes wohl, sich diese Kletterpartie zu schenken. Sie taten gut daran, und mir fiel bei der Mitteilung meiner Mutter ein Stein vom Herzen, denn dort oben hatte ich eine kleine Anzahl Exem-

plare des „Sozialdemokrat“, ich weiß heute nicht mehr, ob über-schüssiger oder noch nicht besorgter, verborgen. Wohl hatte ich die-selben möglichst sorgsam versteckt, aber ob nicht die erprobten Spürnasen der Polizei die leckere Ware doch aufgestöbert hätten? Dann wäre mir Verhaftung und nach langer Untersuchungshaft eine mehrmonatige Gefängnisstrafe sicher gewesen, denn nach stehender Gerichtspraxis galt der Besitz von mehreren Exemplaren der gleichen Nummer des „Sozialdemokrat“ damals als ein sicherer Beweis für die stattgehabte Verbreitung des verbotenen Blattes.

Das Schlimmste war also verhütet. Die Polizei hatte nur eine Anzahl Einzeleremplare verbotener Schriften beschlagnahmt — das tat sie immer, wengleich das Gesetz ihr dazu kein Recht gab — und außerdem die Leipziger Flugblätter mitgenommen, ob-wohl deren Verbot noch nicht erfolgt bzw. noch nicht amtlich pu-bliziert war. Meine Mutter erzählte mir dabei einen ihr auffälligen Umstand. Polizeikommissar Engel war nämlich sofort, nach-dem er ihr den Zweck seines Besuches eröffnet hatte, mit der Frage, wo das Zimmer ihres Sohnes sei, an sie herangetreten, hatte die Tür des ihm gewiesenen Zimmers geöffnet, war, von meiner Mutter auf dem Fuße gefolgt, an mein Bücherregal her-angetreten und hatte die auf demselben liegenden Zeitungen her-untergenommen, auch gleich die dazwischensteckenden Flugblätter gefunden und sie den begleitenden Beamten gegeben. Ich hielt das immerhin merkwürdig rasche Auffinden für einen Zufall und legte der Sache weiter keinen Wert bei. Ich sollte aber bald anders dar-über denken.

Auf dem gleichen Wege, auf dem ich gekommen, ging ich wieder, um die geretteten „Züricher“ in Sicherheit zu bringen und den übrigen Interessenten in meinem Bezirke Mitteilung zu machen von der bei mir erfolgten Haussuchung. Dabei kamen wir, als wir am Abend bei einem der Genossen im ernstesten Gespräch verweilten, natürlich bald wieder auf das Thema, wer der Verräter sein könne. Einer der Anwesenden äußerte ganz unverhohlen starken Verdacht gegen Leckband, den man mehrfach mit Gehei-men gesehen haben wollte, der mehr Geld ausgab, als er seinen Lebensverhältnissen nach ausgeben konnte und dessen Uebereifer, sich überall hineinzustecken, auch verdächtig sei. Mir fiel es beim Anhören dieser Mitteilung wie eine Zentnerlast auf die Brust. Hatte ich nicht Leckband gestern erst gezeigt, wo die Leipziger Flug-blätter lagen und ihm gesagt, daß ich sie heute abend fortbringen wollte? Und war nicht daraufhin heute nachmittag bei mir eine Haussuchung erfolgt, bei der meiner Mutter, einer ganz unbeeinflussten Zeugin, die nicht wußte, daß ich Leckband das Versteck

der Flugblätter gezeigt hatte, die eifertige Sicherheit aufgefallen war, mit der Kommissar Engel diese Flugblätter zu finden wußte? Das war, zusammen mit dem, was sonst von Leckband gesagt wurde, gewiß in hohem Maße verdächtig. Ich teilte den Genossen mit, was ich wußte, und wir kamen bald überein, die Sache den leitenden Genossen zur schleunigsten weiteren Verfolgung zu über-geben. Man stellte daraufhin — ich bin nicht dabei gewesen — den Leckband zur Rede, sagte ihm auf den Kopf zu, daß er mich der Polizei verraten habe; er geriet in Verwirrung, verwickelte sich in Widersprüche und gestand endlich, immer schärfer bedrängt, daß er seit geraumer Zeit der Polizei gegen gute Bezahlung eingehende Berichte über die geheime sozialdemokratische Bewegung in Ham-burg-Altona geliefert habe.

Der Schurke hatte für ein paar lumpige hundert Mark un-sagbares Unglück über Hunderte von schuldlosen Menschen ge-bracht. Und man konnte nicht einmal Vergeltung üben, man mußte den Burschen, der sich kräftigen Schutzes der Polizei er-freute, einfach laufen lassen, der Verachtung aller anständigen Menschen überlassen. Erst später, ich war schon lange fort von Hamburg, hat ihn die gerechte Strafe getroffen. Er bekam bei irgendeiner Gelegenheit ganz furchtbare Prügel, deren Folgen ihn monatelang auf das Krankenbett warfen. Er blieb auch ge-heitelt ein Krüppel, wurde wie ein Aussätziger gemieden und nahm, erdrückt von der immer lebendigen Verachtung seiner Mitmen-schen, endlich den Strick, seinem elenden Leben ein Ende zu machen.



Fünftes Kapitel.

Aus der Heimat verbannt! Eine Ausgewiesenenkolonie.
„Rutsher“ und „Radikale“. Auszug nach Bremen. Unter
„republikanischer“ Polizeiaufsicht.

Mun war die Bewegung einen gefährlichen Feind los, und ich glaube nicht, daß in den folgenden neun Jahren, solange das Gesetz noch Geltung behalten hat, sich jemals wieder ein Verräter von solcher Niedertracht in den Reihen der Hamburg-Altonaer Arbeiter gezeigt hat. Für mich hatte die Sache aber dann auch den Erfolg, daß ich die liebe Heimat verlassen mußte. Nach einem ergebnislosen Verhör vor der Hamburger Polizei erhielt ich die vom 16. August 1881 datierte Ausweisungsbefehl, einen Tag nachdem ich das gesetzliche Mündigkeitsalter erreicht hatte. Meinen Geburtsort Altona mußte ich nach Ablauf von drei Tagen meiden, in meinem Wohnort Hamburg konnte ich noch eine Woche weilen. Einen Tag bevor auch dort die Frist verstrichen war, wurde ich von Altonaer Polizeibeamten mit einer Droschke zum Kommissarius Engel gebracht, der mir eröffnete, daß die königliche Regierung in Schleswig den von mir geleiteten Theaterklub auf Grund des Sozialistengesetzes aufgelöst bzw. verboten habe. Ich nahm diese Botschaft mit großem Gleichmut auf, und als Herr Engel bemerkte: „Na, was haben Sie denn nun davon, jetzt sind Sie doch ausgewiesen?“ da antwortete ich scheinbar ebenso gleichmütig: „Was ist dabei? Ich bin ein junger Mensch und gehe in die Fremde.“

In Wahrheit freilich war es mir gar nicht so gleichgültig. Ich mußte liebe junge Freunde, die im Haus meiner Mutter wie meine Brüder verkehrten, verlassen, auch ein Mädchen, an dem mein Herz hing, blieb mir zurück, endlich aber sollte ich mein innig geliebtes Mütterchen verlassen, das mich vom ersten Tag meines Lebens an mit treusorgend aufopfernder Liebe umgab, deren Blick und Stolz ich immer gewesen war. Der Kummer meiner Mutter, deren lieber Kopf in wenigen Wochen breite Strähnen weißen Haars aufwies, ging mir tief zu Herzen. Be-

reut aber habe ich nicht einen Augenblick, was ich getan; ich konnte nicht anders handeln, ich mußte dem Gefühl für Recht, der Ueberzeugung, für eine große Sache zu kämpfen, nachgeben und ihr alles andere, auch die Liebe zur Mutter, nachstellen.

Am einem hellen Augusttage verließ ich, begleitet von der Mutter, den Schwestern und einigen Freunden, Hamburg, meine schöne, stolze Heimat. Neben dem Abschiedschmerz empfand ich im Herzen bitter das Unrecht, das mir geschah. Was hatte ich denn getan, um einem Verbrecher gleich von der Polizei aus meiner Heimat vertrieben zu werden? Ja, schlimmer als einen Verbrecher behandelte man mich, denn das Recht, das ursprüngliche Recht des Menschen, das man auch dem schwersten Verbrecher, dem Räuber und Mörder, wenn er gesteht, was er verbrochen, nicht absprechen will und kann, das Recht, dort zu leben und zu sterben, wo er geboren und aufgewachsen ist, mir hatte man dieses Recht genommen. Warum? In meiner Ausweisungsverfügung stand es ja: „Dem Zigarrenarbeiter J. B. ist als einer Person, von der eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu befürchten ist, der Aufenthalt in nachbenannten Gebieten auf die Dauer eines Jahres untersagt.“ Ich unerfahrener, schüchtern Jüngling von 21 Jahren war dem Staate und der Gesellschaft so gefährlich geworden, daß man mich einem Tiere gleich aus der Heimat verjagte. Es war empörend und lächerlich zugleich.

Manche Leute aus bürgerlichen Kreisen, die sich um die Politik nicht eben sehr kümmerten und die „Schönheiten“ des Ausnahmegesetzes nicht genau kannten, wollten damals und auch später nicht glauben, daß es im modernen Deutschland ein Gesetz geben könne, welches jemanden ganz ausdrücklich seines Heimatrechtes beraubte. So ist es mir auch mit einem hochgelehrten Geschichtsprofessor in B. ergangen, der unter keinen Umständen glauben wollte, daß das Sozialistengesetz solches zulasse. Man hat den Optimisten nicht lange danach in den Reichstag gewählt und dort hat er dann bei der Beratung über die Verlängerung des Ausnahmegesetzes erfahren müssen, daß der Vater dieses Gesetzes in seiner Wut über die vollständige Erfolglosigkeit desselben sogar die Expatriierung, die Ausweisung der sozialdemokratischen „Führer“ aus dem ganzen Deutschen Reich forderte.

*

Meine Reise ging freilich zunächst nicht weit. Ich setzte mich auf den Elbdampfer und fuhr ein Stündchen weit nach der gegenüberliegenden Stadt Harburg, einem unschönen Industrieort in

hübscher, waldbreicher Umgebung. Ich war dort keinesfalls allein in der Verbannung, vielmehr hatte sich dort schon eine ganze Kolonie Hamburg-Altonaer Ausgewiesener angesiedelt. Zu einem erheblichen Teil waren es Zigarrenmacher, deren einige von ihren Hamburger oder Offensener Fabrikanten Hausarbeit nach dort bekommen hatten und nun ihrerseits wieder die anderen ausgewiesenen Zigarrenmacher beschäftigten. Auch ich fand dort sofort Arbeit bei einem der ausgewiesenen Genossen, einem Norweger Gustav N., der mit seinem fleischschwarzen Haar und Schnurrbart und der gelblichen Gesichtsfarbe allerdings viel mehr einem Italiener ähnlich war.

Mit einem ausgewiesenen Zigarrenmacher H. B., den wir wegen seiner Gewohnheit, wenn er einmal angefaßelt war, heftig mit den Augen zu zwinkern, „Hein Plink“ nannten, einem etwas trockenen, aber ehrlichen und friedfertigen jungen Manne, bezog ich ein Logis bei Harburger Bürgerleuten. Der Mann war Glaser- und Malermeister, an Sonntagen zur Abwechslung in einem öffentlichen Lokal Tanzmeister, eine biderbe, gemüthliche Seele; seine behäbige Frau der Typus der sorgsamen, rührigen Hausfrau und Mutter, die Töchter lebenswürdige, schöne Mädchen. Die Leute fühlten, ohne selbst Sozialdemokraten zu sein, die lebhafteste Sympathie rechtschaffener Menschen für die armen, ihrer Ueberzeugung wegen aus ihrer Heimat verbannten Leute. Bei ihnen hatten wir es so gut, als wenn sie unsere Eltern waren. Das war ein Trost für meine Mutter, die keinen Sonntag vorübergehen ließ, ohne mir einen Besuch zu machen. Ich fühlte mich in der neuen Umgebung denn auch sehr wohl, besonders an den Sonntagen, an welchen regelmäßig auch Hamburger Freunde und Freundinnen kamen und wir manchen herrlichen Ausflug in die schönen Waldungen um Harburg machten.

Lange aber sollte diese Freude nicht dauern. Man sprach oft davon, daß die Machthaber diese Kolonie von Ausgewiesenen ganz in der Nähe Hamburgs nicht dulden würden. Das machte denn eine ganze Anzahl von älteren Genossen unter den dortigen Ausgewiesenen sehr unruhig. Sie waren mit ihren ganzen Lebensverhältnissen und Gewohnheiten, zum großen Teil auch mit ihrer Existenz an Hamburg gefesselt und konnten zur Not ihre Verbindung mit diesem Lebensnerv aufrechterhalten dadurch, daß sie in Harburg Aufenthalt nahmen. Verjagte man sie auch von hier, dann hieß es für sie entweder nach Amerika auswandern oder — vor den Gewalthabern zu Kreuze kriechen. Und in der Tat, Bismarck ließ mit sich reden. Diejenigen Ausgewiesenen, die ein de- und wehmüthiges Bittgesuch an die Preussische Regierung richteten und

darin besonders auch versprachen, sich durchaus nicht mehr an der Bewegung zu beteiligen, sie sollten begnadigt werden, d. h. sie sollten in das preussische Belagerungsgebiet zurückkehren dürfen und selbstverständlich würde dann auch der Hamburger Senat nichts dagegen haben, die bußfertigen Sünder wieder aufzunehmen.

Es dauerte gar nicht lange, da zeigten sich einige Ausgewiesene nicht abgeneigt, diesen Bußgang bei der Regierung zu versuchen; war doch von einwandfreier amtlicher Seite angedeutet worden, daß der Versuch nicht erfolglos sein würde. Und sie suchten auch andere Ausgewiesene für das Unternehmen zu interessieren. Natürlich war die Sache bald bei sämtlichen Harburger Ausgewiesenen herum und nun gab es erbitterte Kämpfe zwischen jenen, welche mehr oder weniger entschlossen waren, unter den angebotenen Bedingungen nach Hamburg-Altona zurückzukehren, und jenen, die das eines Sozialdemokraten für unwürdig erachteten. Die letzteren wurden deshalb „Radikale“ genannt, während diese die anderen geringschätzig „Rutscher“ nannten.

Ich stand natürlich vollkommen auf dem Standpunkt der „Radikalen“ und verdamnte entschieden das Gebaren der „Rutscher“, das mir an Parteiverrat zu grenzen schien. Im Laufe der Jahre selbst oft von bittersten Sorgen um die Existenz, der eigenen wie der meiner Sorge Anvertrauten, gequält, habe ich natürlich erheblich milder urteilen gelernt wie zu jener Harburger Zeit. Die meisten derjenigen, welche sich endlich doch zu jenem Schritt entschlossen, haben einen bitteren Kampf gekämpft, ehe sie, meist aus Liebe zu der Familie, die sie nicht den Widerwärtigkeiten des Lebens und der Unsicherheit der Existenz in einem fremden Lande aussetzen wollten, um die Erlaubnis zur Rückkehr baten. Und manche „Rutscher“ haben noch im letzten Augenblick nein gesagt und sind mit Kind und Kegel nach Amerika gezogen, wohin übrigens eine große Anzahl Ausgewiesener schon unmittelbar nach der Ausweisung direkt von Hamburg ausgewandert waren. Auch mein Hausarbeiter, Gustav N., ging nach langem Schwanken nicht wieder nach Hamburg zurück, sondern nach Amerika.

Noch bevor sich die Frage entschied, zog ich von Harburg ab. Ich konnte dort nicht soviel verdienen, wie ich brauchte, und dann hatte mir auch die hier geschilderte unerquickliche Situation den Aufenthalt verleidet. Ich hatte im jugendlichen Ueberschwang bisher auf die mir bekannten lokalen Führer der Partei wie auf Menschen höherer Gattung gesehen. Ich kannte ja die Leute nur aus der Vogelperspektive, hatte sie nur auf der Rednertribüne oder an der Spitze dieser oder jener politischen oder gewerkschaftlichen Bewegung gesehen. Nun sah ich sie täglich und in aller-

nächster Nähe, sah sie gewissermaßen unbekleidet, ohne den Nimbus, mit dem meine geschäftige Phantasie sie zu umhüllen pflegte. Und nun sah ich vieles, das im Widerspruch stand mit dem glänzenden Bilde, das ich mit von der Persönlichkeit eines jeden dieser Führer vorher gemacht hatte.

Während wir jungen, neu in die Partei hineingekommenen Genossen alle ohne Ausnahme entschiedenste Gegner des „Aufschens“ waren, fanden wir gerade bei den ältesten und bisher bewährtesten Genossen, die wir allesamt hoch verehrt hatten, zum Teil — nur zum Teil, denn manche gingen gleich uns trotzig ab, das Brot der Verbannung weiteressend — die rückhaltlosen Befürworter des unwürdigen Schrittes. Unsere Einwendungen wurden von manchem von oben herab abgetan: wir seien ja viel zu unerfahren in der Partei, um über solche Dinge mitreden zu können. Ja, man nannte uns geringschätzig die Flugblattverteiler, die „Zettelankleber“. Das erbitterte uns tief, die wir aus ehrlicher Ueberzeugung jeden, auch den schwersten und den niedrigsten, Dienst opferwillig der Partei geleistet hatten.

Mein verträumter, blinder Autoritätsglaube erlitt hier einen so derben Stoß, daß ich erwachte und bei mir beschloß, nicht wieder in den schönen Traum zurückzufallen. Was mir damals besonders auffiel, war die Erscheinung, daß gerade die alten, ehemals führenden Genossen von einer Verzagttheit erfüllt waren, die wir jungen Genossen nicht kannten und nicht verstanden. Man hielt vielfach für ganz ausgeschlossen, daß das Sozialistengesetz jemals wieder fallen könne, und glaubte damit auch die Zukunft der Partei begraben zu müssen. Wir aber hofften, uns unter dem Gesetz, selbst wenn es eine dauernde Institution werden sollte, so einrichten zu können, daß trotzdem und alledem die Partei blühen und gedeihen werde. Und die Zukunft hat unsern Optimismus, den der Unerfahrenen, glänzend gerechtfertigt.

*

Ich zog also Anfang Oktober von Harburg ab. In Bremen sollten die Arbeitsverhältnisse in der Tabakbranche ganz günstige sein. Ich fuhr daher, mit einem Kofferchen beladen, das meine Habseligkeiten barg, per Dampfboot nach dort. Meine Stimmung war so trübe wie der neblige, dunkle Oktoberabend, der mich in Bremen erwartete. Ich schleppte mich mit meinem Koffer vom Bahnhof bis zu der in einer engen Gasse liegenden Zigarrenmacherherberge, einem ungemütlichen, häßlichen Lokal, voll von fremden und unheimlichen Gästen. Der Wirt, wie ich später erfahren habe, ein braver, opferwilliger Genosse, nahm mich etwas freundlicher auf, wie das gewohnheitsmäßig sonst mit den Zu-

gereisten geschah, als er erfuhr, daß ich ein Hamburger Ausgewiesener sei. Nachdem ich mein karges Abendessen eingenommen, veranlaßte er einige Gäste, die eine am selben Abend stattfindende liberale Wählerversammlung besuchen wollten, — befanden wir uns doch wieder in den Wahlen zum Reichstag, die am 21. Oktober stattfinden sollten, — mich mitzunehmen. Wir kamen nach einiger Wanderung in einem gewaltig großen Lokal an, das bis zum letzten Platz gefüllt war. Man hatte schon angefangen, als wir kamen, und hörte aufmerksam einem Redner zu, einem alten Manne mit grobem, hochrottem Gesicht, der mit etwas meckernder Stimme seine Tiraden zum Besten gab. Das war H. H. Meier, der allgewaltige Herrscher des Norddeutschen Lloyd und damit Bremens, der Mann, der das charakteristische Wort: „Der Lloyd bin ich!“, prägte. Er war seit geraumer Zeit auch Reichstagsabgeordneter für Bremen und wollte es auch diesmal werden.

Daß auch in Bremen Sozialdemokraten heimisch, sollte ich gleich merken, denn von der Galerie herab stellte jemand mit Stentorstimme die Frage an den Referenten, wie er sich zum Sozialistengesetz stellen werde. Natürlich wußte man im voraus, daß der ungekrönte König von Bremen für das Gesetz war, seine dahingehende Antwort führte aber doch zu lebhafter Bewegung und zu Protestrufen bei einem Teil der Anwesenden. Damit war der Zwischenfall und bald auch die Versammlung beendet und ich ging mit meinen Begleitern wieder zur Herberge zurück. Bald ging in die Klappe, zuvor mußte ich mich aber noch einer hochnotpeinlichen Untersuchung auf „Bienen“ durch den Hausknecht unterziehen, einer Prozedur, die zum ersten- und bisher übrigens auch letztenmal an mir vollzogen wurde. Dann ging es gleich den andern Kunden völlig nackt ins Bett, eine Maßnahme, die all denen nur anzuraten war, die nicht, trotz der Untersuchung, „sechsheinige Gesellschaft“ in ihre Hemden einlogieren wollten.

Am nächsten Morgen ging ich auf die Suche nach Arbeit. Ein sehr spirituell veranlagter Kollege und Herbergsgenosse bot sich mir als Führer an und ich akzeptierte bei meiner Unkenntnis der Lokalverhältnisse notgedrungen das Anerbieten. Mit hineingehen aber ließ ich beim Anfragen nach Arbeit meinen wenig vertrauenerweckenden Kollegen nicht. Gleich auf der ersten Fabrik schlug es mir ein, ich bekam sogar hier sonst wenig sibiiche „Hamburger Handarbeit“. Als ich zurückkam zu meinem auf der Straße wartenden Führer, der mit mir von der Herberge bis zur Fabrik einige hundert Schritt gegangen war, und dieser hörte, daß ich Arbeit habe, forderte er für seine „Bemühungen“ fünfzig Pfennig. Ich gab sie ihm in der Freude meines Herzens und bummelte dann

ohne „Führer“ ein paar Stunden durch die Stadt. Nachmittags besuchte ich den Vertrauensmann der Partei am Orte, einen jungen Schuhmachermeister, der weit draußen an der Grenze der Stadt in einem kleinen, freundlichen Häuschen saß und mit seiner eben geheirateten Frau offenbar wie im Himmel lebte. Ich verlebte ein paar angenehme Stunden mit den braven Leuten und trabte, angefüllt mit guten Ratschlägen für das fernere Leben in Bremen, abends in meine Herberge zurück. Eine mir angebotene Parteiunterstützung konnte ich dankend ablehnen, denn ich hatte noch ein paar Mark und zudem hatte ich ja auch schon Arbeit.

Wenn es von der lieben Bremer Polizei abgehangen hätte, würde ich allerdings nicht lange Arbeit gehabt haben. Ich war kaum polizeilich gemeldet, da war auch schon ein Polizeibeamter bei meinem Arbeitgeber, um denselben zu informieren, daß ich ein Ausgewiesener sei. Aber der reiche Zigarrenfabrikant K., der jetzt mein „Brotherr“ war, kümmerte sich um die Persönlichkeit seiner vielen Arbeiter nicht, das überließ er vielmehr seinem Werkführer. Dieser aber, der, geborener Rheinländer, selbst lange in Hamburg als Zigarrenarbeiter beschäftigt gewesen war, ließ sich auf die mehr oder weniger deutlichen Winke der Polizei gar nicht ein. Seine wegen könnten die Zigarrenmacher sein, was sie wollten, und herkommen, woher sie wollten, wenn sie nur ihre Arbeit machten und sich in der Fabrik anständig auführten, erklärte er dem ihn wiederholt besuchenden Polizeibeamten. Dabei blieb es und hier stellten die Beamten denn auch bald ihre Besuche ein. Aber zu meiner Logiswirtin, einer armen Witwe, die froh war, ihr Zimmer vermietet zu haben, liefen sie immer wieder, um sich zu erkundigen, ob ich auch ordentlich sei, nicht in der Nacht öfter abwesend wäre und etwa das Zimmer zur Veranstaltung von Sitzungen mit anderen benutze. Auch hier war der Liebe Müß' umsonst.



Sechstes Kapitel.

Der Kampf mit dem Schnapsteufel. Anarchistenzüchtung. Bruderzwist. Man kann reden! Zu Tode gehet. Wieder ein Verräter!

In der Zigarrenfabrik fühlte ich mich todunglücklich. In der Heimat hatte ich immer auf kleinen „Buden“ gearbeitet und war wenigstens in den letzten Jahren immer mit gleichgestimmten jungen Freunden zusammen gewesen. Hier saß ich in einem großen Raum zwischen etwa achtzig Männern und Weibern. Aber was für Männer! Den ganzen Tag wurde dummes Zeug geredet und zur Abwechslung mit den Weibern Joten gewechselt. Dabei spielte die Schnapsflasche die Hauptrolle. Montags war ziemlich alles betrunken, viele Weiber eingerechnet; Dienstags noch ein erheblicher Teil und selbst Mittwochs waren manche noch im Tran. Dabei gab es oft die häßlichsten Szenen, sowohl mit Männern untereinander wie unter Männern und Weibern, Eheleuten und anderen Leuten. An meinem Tisch saßen ein paar ganz besondere Prachteremplare, Belgier, Rheinländer und dabei ein paar echte „alte Bremer“, die jede Woche zwei bis drei Tage, oft die ganze Woche lang nicht aus dem Schnapsdusel kamen.

Mein Nachbar zur Linken war ein älterer lahmer Belgier, der geradezu Erstaunliches im Schnapsaufen leistete. Einmal trank er, obwohl krank und gebrechlich, an einem Nachmittag eine große Wasserflasche voll Schnaps ganz allein aus. Zum Feierabend war er denn auch so voll, daß seine Landleute ihn die Treppe heruntertragen mußten. Sie warfen ihn in einen Torweg an der Straße, wo ihn der Haushälter beim Schließen fand und den besinnungslosen Menschen mit einer Karre zur Polizeiwache schaffen ließ. Am nächsten Morgen amüßterte alles in der Fabrik sich köstlich über die Abenteuer des edlen Belgiers.

Dabei war das Bier- und Branntweintrinken in der Fabrik streng untersagt, und wenn der Werkführer die Jungen mit den gefüllten Schnapsflaschen unten erwischte, wurden diese konfisziert und das köstliche Maß ausgeschüttet. Man erfand allerlei Schliche,

um doch in den Besitz des geliebten Stoffes zu kommen, suchte ihn in nicht verkorkten Flaschen als Trinkwasser hineinzuschmuggeln und zog ihn schließlich in Eimern an einer Leine von der Straße aus durch die Fenster des oberen Stockwerks in die Fabrik, zum Gaudium der Nachbarn und Passanten.

In diesem Kreise lebte ich nun ohne jede mitfühlende, verständnisvolle Seele einsam und verlassen. Die braven Kollegen versuchten, mich zunächst in ihr Leben mit hineinzuziehen. Täglich wurde mir zugeseht, doch Schnaps mitzutrinken, oft wurde ich so einen betrunkenen Kerl stundenlang nicht vom Arbeitsplatz los. Fast mit Gewalt wollte man mir den Branntwein einslößen und beim Widerstand wurde mir manchmal die Kleidung mit der ekelhaft duftenden Flüssigkeit begossen. Man konnte oder wollte einmal nicht begreifen, daß es Zigarrenmacher geben könne, die den Branntwein grundsätzlich verschmähten. Und als alle Bemühungen nicht halfen, ich vielmehr streng bei meiner Ablehnung blieb, da wurden die ärgsten der Trinker mir spinnefeind, spotteten, schalteten und stellten mich den anderen als einen eingebildeten Narren hin, der sich zu gut dünke, mit braven Kollegen einmal zu trinken.

Lange hätte ich es hier nicht mehr ausgehalten, ich wäre davongegangen und hätte mir anderswo Arbeit gesucht, obwohl die Arbeit selbst mir hier zusagte, wenn nicht der Werkführer mir nahegelegt hätte, noch ein paar Ausgewiesene herkommen zu lassen, da er Handarbeiter brauche. Ich schrieb nun schnell einigen Hamburger Freunden, die noch in Harburg saßen, u. a. auch meinem Freund „Hein Plink“, und nun hatte ich in der Fabrik doch einigen Rückhalt und war nicht mehr die Zielscheibe häßlicher Belästigungen und Angriffe roher Menschen. Lehrreich genug waren diese Erfahrungen für mich; sie zeigten mir vor allem, welche gewaltige Arbeit der Sozialismus, der allen diesen Leuten noch ganz fremd war, an den Arbeitern selbst noch zu leisten hatte. Und er hat diese Arbeit geleistet, und kaum ein Jahrzehnt später sah es bei diesen Leuten und in derselben Fabrik unvergleichlich viel besser aus.

*

Von der Polizei wurden die in Bremen anwesenden Ausgewiesenen — ihre Zahl hob sich allmählich auf mehr als ein Duzend — lange Zeit behandelt wie entlassene Zuchthäusler, die unter Polizeiaufsicht standen. Alle paar Wochen wenigstens mußte jeder zum Polizeikommissar seines Distrikts, mußte sich dem gestrengen Beamten vorstellen und einige mindestens überflüssige, oft verletzende Fragen beantworten. Auch das Aushorchen der Logisgeber hörte nicht auf. Man spionierte auch sonst jeder Bewegung der Ausgewiesenen nach. Offenbar suchte man hinter ge-

heime Verschwörungen zu kommen. Als wir eines Sonntags nachmittags in der Wohnung eines Berliner Ausgewiesenen, eines Schuhmachers K., saßen. — es hatten sich wohl alle in Bremen wohnhaften Ausgewiesenen eingefunden — und gemütlich Erinnerungen austauschten, öffnete sich plötzlich die Tür und herein trat ein Polizeikommissar mit einigen Schutzleuten, um das Verschwörernest auszuheben. Unsere Heiterkeit mochte den zunächst sehr energisch auftretenden Herrn wohl etwas unsicher machen. Er beschränkte sich schließlich darauf (nachdem er uns erst alle verhaften wollte), unsere Personalien festzustellen und dann die nicht angemeldete Versammlung aufzulösen. Als wir auf die Straße traten, sahen wir das Haus von einer ganzen Anzahl Polizisten besetzt. Die sonst so stille Straße aber wimmelte von Menschen, die alle Augenzeugen der Abführung der gefährlichen Falschmünzbande sein wollten, da das Polizeimassenaufgebot zu diesem Gerücht erklärlicherweise Anlaß gegeben hatte.

Daß das Benehmen der Polizei gegen uns unter anderen Verhältnissen, als wie sie für die Zigarrenmacher in Bremen nun gerade einmal vorhanden waren, geeignet sein mußte, uns brotlos, selbst obdachlos zu machen, liegt auf der Hand. Und es war wohl auch darauf berechnet. In den meisten anderen Orten Deutschlands ist man anfangs der achtziger Jahre, in der schlimmsten Zeit des Sozialistengesetzes, als Bismarcks Vetter, Herr von Puttkamer, preussischer Polizeiminister war, wohl nicht anders als in Bremen gegen die ausgewiesenen Sozialdemokraten vorgegangen. Was das für die Armen, die ein grausames Ausnahmengesetz heimatlos gemacht, die Existenz genommen, der Familie beraubt hatte, bedeuten mußte, kann man sich um so besser klarmachen, wenn man bedenkt, daß die von immer neuen Schlägen betroffene, zunächst vollkommen zersprengte Partei gar nicht imstande war, die für die Erhaltung vieler Hunderter Ausgewiesener und ihrer Familien notwendigen Geldmittel aufzubringen.

Eine notwendige Folge solcher Zustände war es denn auch, daß sich leidenschaftliche, von der erlittenen Ungerechtigkeit, von Not und Elend erbitterte Opfer dieses „Gesetzes“ dem Anarchismus in die Arme warfen, an der langsamen, friedlichen Entwicklung und Besserung der traurigen sozialen und politischen Verhältnisse verzweifelten und nur noch von der Propaganda der Tat, der rücksichtslosesten Gewalttat selbst gegen die Träger der Macht Rettung erhofften. In Bremen haben wir mit anarchistischen Elementen, die damals bekanntlich den Gewalthabern viel lieber waren als die Sozialdemokraten, nie etwas zu tun gehabt.

*

Für die Partei gab es hier gleich ordentlich zu tun; war doch Reichstagswahl, — und ich säumte nicht, mitzumachen. Unser Kandidat war der Gastwirt Wilhelm Frick, ein Rheinländer von Geburt und Färber seines Zeichens. Es war ein Mann von gedrungenem Statur und cholericem Temperament, das manchmal Zusammenstöße mit Gästen verursachte, die für diese meist nicht glimpflich abliefen. Seine hochgradige Kurzsichtigkeit, die später einmal zu völliger Blindheit ausschlagen sollte, war ihm im Geschäft sehr hinderlich. Ein vortrefflicher Volksredner war Frick gewiß, zum Volksführer aber fehlten ihm andere wichtige Eigenschaften. Ich hatte ein Wahlflugblatt mit ausgefragt und am Wahltag selbst mit Stimmzetteln vor einem Wahllokal gestanden. In diesem Wahlkampf hatte ich in bezug auf Organisation und Parteitätigkeit der Bremer Genossen recht unerfreuliche Erfahrungen gemacht. In Hamburg-Altona herrschte denn doch ein ganz anderer Geist. Das Resultat der Wahl war ein erheblicher Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen und der „glänzende“ Sieg H. H. Meiers.

Bald kam das Weihnachtsfest heran, — das erste fern von meiner Mutter, in der kalten Fremde. Ich wohnte mit zwei Kollegen zusammen, die beide gleich mir von Hamburg ausgewiesen waren. Wir drei suchten uns am Weihnachtsabend so gut wie möglich zu trösten, richteten uns häuslich gemütlich ein und dachten im trauten Gespräch der lieben Heimat. Aber schließlich wurde es mir so eng zwischen unseren vier Pfählen, daß ich nach Mitternacht fortging, allein durch die stillen Straßen der Stadt zu wandern.

Die Unzufriedenheit der Ausgewiesenen mit den Zuständen der Partei in Bremen blieb den einheimischen Genossen bald kein Geheimnis mehr. In mehreren Zusammenkünften mit diesen machten die Ausgewiesenen Vorschläge zur Besserung, die dann zunächst akzeptiert wurden. Mit der Ausführung aber hatte es offenbar keine große Eile, und bald zeigte sich, daß die bisher leitenden Genossen gar keine Lust hatten, den Wünschen und Vorschlägen der Ausgewiesenen zu folgen. Sie fürchteten ganz offenbar, und wohl mit Recht, daß ihr Einfluß und Ansehen von den Neuangekommenen verdunkelt werden möchte. Aus dem Hinhalten wurde daher bald offener Widerstand, und nicht lange dauerte es, da gab es in den gemeinsamen Zusammenkünften den häßlichsten Zank zwischen den beiden ziemlich gleichstarken Gruppen, denn den Ausgewiesenen hatte sich auch eine Anzahl mit den bisherigen Zuständen unzufriedener Bremer Genossen angeschlossen. Rings von Feinden schlimmster Art umgeben, geheßt, fast ausgestoßen, fanden die Genossen doch noch Zeit und Gelegenheit, sich unter-

einander auf das heftigste zu bekämpfen. Der Streit spielte gar bald auf das persönliche Gebiet hinüber und nahm schließlich sehr häßliche Formen an.

Natürlich stand ich auf Seiten der Ausgewiesenen, wenn ich mich auch immer streng sachlich hielt und niemals persönlich wurde. Später erst habe ich eingesehen, daß das Recht keineswegs so ganz unbedingt und ausschließlich auf unserer Seite war. Gewiß handelten die eingewiesenen Genossen töricht, alle unsere Vorschläge zur Verbesserung der Organisation von der Hand zu weisen. Wir aber waren vielleicht nicht weniger töricht, indem wir einfach die Hamburger Parteiverhältnisse auf Bremen übertragen wollten, ohne zu bedenken, daß eins sich nicht für alle schickt und daß derartige Zustände nicht lediglich durch Beschlüsse zu schaffen sind, wenn nicht eine dementsprechend vorgebildete Arbeiterschaft vorhanden ist. Daß aber die politische Reife der Bremer Arbeiterschaft keineswegs in dem Maße vorhanden war wie in Hamburg-Altona, das hätten uns schon die Zustände in den Bremer Zigarrenfabriken zeigen müssen.

Für mich brachte der leidige Bruderzwist zunächst einen Vorteil mit sich: ich lernte reden! Die Dinge gestalteten sich so, daß ich, ich mochte wollen oder nicht, meine Schüchternheit überwinden, meinen Schwur, nie mehr zu reden, brechen mußte. Es galt, auf Angriffe zu entgegnen, dies und jenes auseinanderzusetzen, und da es sich zunächst immer nur um eine kleine Zahl Zuhörer handelte — allmählich wurden unsere Zusammenkünfte größer, besonders als der Sommer kam und gestattete, sie im Freien abzuhalten —, wuchs mein Mut allmählich immer mehr an. Ein für mich sehr bemerkenswerter Zwischenfall stärkte meine Zuversicht gewaltig.

Der Parteizwist hatte bald solche Heftigkeit angenommen, daß der Vorstand der Reichstagsfraktion, damals die tatsächlich oberste Parteileitung, sich veranlaßt sah, um eine drohende Spaltung der Genossen in zwei Gruppen zu verhindern, den Abgeordneten Hasenclever zu uns zu entsenden, der eine Verständigung der Kampfbühne herbeiführen sollte. Das ist unserm braven „Hasen-Wilhelm“ freilich nicht gelungen, obwohl er sich in der geheimen Versammlung, die in den oberen Räumen eines großen Tanzsaales stattfand und von hundertfünfzig Genossen besucht war, sehr energisch gab und stürmische, lärmende Zwischenfälle dadurch beiseitigte, daß er mit einem starken Spazierstock den Präsidententisch ganz gehörig bearbeitete. Als wir nach Beendigung der resultatlos verlaufenen Zusammenkunft im Hauptquartier der Ausgewiesenen, bei Wilhelm Frick, zusammensaßen, da redeten gar viele auf Hasenclever ein. Auch ich, in seiner Nähe sitzend,

versuchte mein Heil; ich fand auch sein Ohr und nun gelang es mir, unter allgemeiner Stille der anderen, unserm Wilhelm in möglichst kurzen Worten die Situation derart klarzumachen, daß er, mir auf die Schulter schlagend, zu den andern gewendet erklärte:

„So ist es recht, das mag ich leiden! Nicht viel Worte machen, aber sagen muß man können, worauf es ankommt. Wer nicht so reden kann, ist auch kein tüchtiger Kerl.“ Mir schoß das Blut in das Gesicht vor Freude ob des unerwarteten Lobes von solcher Seite. Am Abend aber sagte ich kein Wort mehr, so erschrocken war ich über meinen eigenen Erfolg. Hasenclever nahm nach kurzer Zeit Abschied von uns, ich habe ihn erst fünf Jahre später wiedergesehen, schon im Banne jener furchtbaren Krankheit, die ihn uns schon so bald rauben sollte. Daß ich aber in der Folge mit viel größerem Selbstvertrauen an das Reden im Kreise der Genossen ging, habe ich unserm Hasenclever zu verdanken.

Nach langen, unerquicklichen Streitigkeiten trat dann endlich die Trennung ein; jede Gruppe arbeitete für sich und natürlich — gegeneinander, für die Sache kam aber nur Schaden dabei heraus. Wir hatten uns auch eine selbständige Verbreitung des „Züricher“ eingerichtet, das gleiche tat auch die andere Gruppe. Da aber bei den fortdauernden Feindseligkeiten ein Gedeihen der Parteibewegung nicht zu erzielen war, hat Zürich dann auch von beiden Gruppen nicht viel Geld gesehen. Zum Kopenhagener Parteikongreß 1883 sandten beide Gruppen je einen Vertreter, welche die besondere Aufgabe hatten, die Ursachen des Streits vorzutragen und womöglich den Kongreß für sich zu gewinnen, was natürlich keinem der beiden Vertreter gelang. Die Sache stand nach dem Kongreß auf dem gleichen Fleck wie vorher.

*

Die Zahl der Ausgewiesenen, die in Bremen Aufenthalt nahmen, hatte inzwischen erheblich zugenommen. Dafür sorgte die Hamburg-Altonaer Polizei gar fleißig, die immer aufs neue diejenigen, die der Tätigkeit für die Sozialdemokratie verdächtig erschienen, kurzerhand auswies. Auch von anderen Belagerungsgebieten kamen Opfer des Gesetzes zu uns. So erschien eines Tages ein aus Berlin ausgewiesener Zigarrenmacher Julius Lewin, ein Mann Anfang der Dreißiger, dem die Lungenschwindsucht ihren furchtbaren Stempel in das Gesicht gedrückt hatte. Seit Monaten irrte er in Deutschland umher, ohne irgendwo dauernd Arbeit und Unterkommen finden zu können. Ueberall sorgten die Behörden durch ihre Nachfragen, ja durch direkte Beeinflussung dafür, daß der Unglückliche bald, oft nach Stunden schon, die Arbeit wieder

verlor. Sein sehnlichster Wunsch, endlich seine Familie wiederzusehen, endlich wieder etwas Ruhe und Pflege für den zerrütteten Körper zu gewinnen, wurde nicht erfüllt. So kam er auf seiner Wanderung auch nach Bremen, und hier sollte ihm endlich das ersehnte Ziel winken. Es gelang mir, ihm Arbeit in unserer Fabrik zu verschaffen, die ihm die Möglichkeit gab, seine Familie herkommen zu lassen. Als er jedoch am zweiten Tage, nachdem er in Arbeit getreten, nach dem Mittagessen sich wieder zur Arbeit begeben wollte, brach er plötzlich zusammen; ein Blutstrom drang ihm aus dem Munde und nach wenigen Minuten starb er in meinen Armen. Der arme, gehetzte Proletarier hatte endlich Ruhe gefunden vor seinen Peinigern. Wir bereiteten ihm nach unsern besten Kräften ein ehrenvolles Leichenbegängnis, an dem, obwohl der Tag des Begräbnisses ein Wochentag war, an tausend Arbeiter teilnahmen. Am Grabe sprach der Prediger der jüdischen Gemeinde in Bremen, Herr Lewinger, kräftige, mannhafte Worte, die uns allen Tränen des Schmerzes und der Erbitterung entlockten.

*

Der Kopenhagener Kongreß hatte für unsere Gruppe noch ein recht unangenehmes Nachspiel und brachte mir die erste Bekanntschaft mit dem Gefängnis. Eines Sonntags nachmittags fanden wir uns in den oberen Räumen eines in der inneren Stadt liegenden, sogenannten besseren Bierrestaurants zusammen, angeblich zu geselligen Zwecken. Der Wirt wußte allerdings, daß es sich um sozialdemokratische Angelegenheiten handelte, da aber die Polizei in ihrem Verfolgungseifer scheinbar nachgelassen hatte, riskierte er es in der Aussicht, etwas zu verdienen. Und alles wäre auch, wie schon so oft, gut gegangen, wenn wir nicht wieder das Opfer feigen Verrats geworden wären. Unser Kongreßdelegierter hatte kaum einige Minuten geredet, als sich die Tür öffnete und ein Polizeikommissar eintrat. Er verhaftete unsern Delegierten sowie unsern Parteikassierer und noch zwei oder drei andere Genossen ganz wahllos und stellte von allen anderen Anwesenden die Personalien fest, worauf die Sünder gehen konnten. Wir blieben noch eine Zeitlang nachher unten im Lokal sitzen und erfuhren bald von Augenzeugen des Vorgangs, daß wir die Ueberraschung der schätzbaren Denunziation eines vermeintlichen Parteigenossen zu verdanken hatten.

Die bübische Tat erschien psychologisch ganz unerklärlich. Kurze Zeit vor der Versammlung — vielleicht vierzehn Tage vorher — hatte sich mir und anderen Genossen in Fricks Gastwirtschaft ein junger Mann namens Christian Hardt, seines Zeichens Zigarrensortierer, als Gesinnungsgenosse vorgestellt. Er kam aus seiner

Heimat Hamburg und wollte von dort abgereist sein, um der drohenden Ausweisung zuvorzukommen. Er erwies sich als sehr intelligenter Mensch, hatte auch poetische Anlagen, wovon u. a. ein in der „Hamburger Bürgerzeitung“ unter seinem Namen abgedrucktes Gedicht Zeugnis ablegte. Wir verkehrten deshalb ohne jeden Argwohn mit ihm und luden ihn am Ende auch zu der geheimen Versammlung mit ein. Er kam auch, machte sich aber unmittelbar vor Beginn der Versammlung unbemerkt wieder davon und eilte schnellen Laufs zum nächstgelegenen Polizeikommissariat, um dort die Meldung zu machen, daß in der U.-Straße eine geheime sozialdemokratische Versammlung stattfinde. Der Kommissar war also nun genötigt, sich der Sache anzunehmen, nahm sich aber unsern Herrn Hardt trotz dessen Widerstreben mit. Er mußte auch mit in das Lokal kommen und dem Beamten zeigen, wo die Verschwörer sich aufhielten, und wurde dabei vom Beamten sehr barsch und geringschätzig behandelt. Einige zu spät kommende Genossen hatten das alles beobachtet, sich nun natürlich unten zurückgehalten — uns zu benachrichtigen war nach der Lage des Versammlungsraumes unmöglich — und auch gesehen, wie der einem der Zuspätkommenden bekannte Verräter sich nach vollbrachter Tat seitwärts in die Büsche schlug.

Was den Burschen zu der verächtlichen Tat veranlaßte, ist nie herausgekommen; Habsucht war es wahrscheinlich nicht, er hat wenigstens nicht den geringsten materiellen Vorteil von seiner Tat gehabt. Vielleicht hat er einen solchen erhofft, vielleicht aber hat er aus purer Niedertracht und Bosheit seinen schlechten Streich vollführt. Er hatte in einer kleinen Bremer Zigarettenfabrik Arbeit gefunden. Nach einigen Monaten wurde er dort der Untreue zum Schaden der Kasse seines Prinzipals überführt, verhaftet und zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt. An den Händen gefesselt, wurde er durch die Straßen der Stadt geführt und von einigen Genossen gesehen. Später habe ich nie wieder etwas von dem Schurken gehört. Er wird irgendwo verdorben und verkommen sein wie die meisten jener Verräter, die damals in der zu Boden gedrückten Parteibewegung ihre fluchwürdige Rolle spielten.



Siebentes Kapitel.

Zum erstenmal ins Gefängnis! Republikanische Kultur. Was ist Bildung? Genosse Zuchthäusler. Das Ende des Bruderkreuzes. Freuden und Leiden in der unpolitischen Arbeiterbewegung. Rednerische Entwicklung.

Die Folgen jenes Schurkenstreiches sollten nicht ausbleiben. Am Montag vormittag hatten ich und auch die anderen Teilnehmer an der aufgehobenen Versammlung Vorladungen vor dem Kriminalkommissar Heuer. Ich mußte nachmittags vor ihm erscheinen und hatte mich schon auf die Verhaftung gefaßt gemacht. Hatten doch die bei den schon in der Versammlung Verhafteten gleich nachher in ihren Wohnungen stattgehabten Hausdurchsuchungen „Belastungsmaterial“ ergeben, d. h. es waren Exemplare des „Sozialdemokrat“ gefunden worden; bei einem der Verhafteten, der in einem bei Bremen liegenden Industriedorf wohnte, sogar ein größerer Posten. In der Tat kündigte der mich vernehmende Beamte nach einigen Kreuzfragen, auf die ich, soweit sie mich oder andere belasten konnten, die Antwort verweigerte, meine Verhaftung an. Ich mußte zunächst jedoch in Begleitung eines Beamten in meine Wohnung gehen, um einer dort vorzunehmenden Hausdurchsuchung beizuwohnen; eine ganz überflüssige Maßnahme, hatte ich doch 24 Stunden lang Zeit gehabt, mich auf dieselbe vorzubereiten. Dann ging es zum „Ostertor“, d. h. zum Untersuchungsgefängnis.

Ich hatte mich, wie gesagt, auf das Schlimmste, das Gefängnis also, vorbereitet. Als nun aber der Beamte die Klingel zog, die Haustür von einem Aufseher geöffnet ward und ich über einen ziemlich dunklen Flur das Bureau betrat, dessen vergiftete Fenster nach einem kleinen, gepflasterten Hof sahen, auf welchem Gefangene hin- und hergingen, da schlug doch das Herz heftiger in meiner Brust und ein Bangen wollte mich erfassen. Nachdem ich alles, was ich bei mir trug, abgelegt hatte und genau visitiert worden war, auch andere Formalitäten erfüllt waren, mußte ich einem Aufseher folgen, der mich eine Treppe hinaufführte, eine

der nebeneinanderliegenden Zellen aufschloß und mich ein-treten ließ.

Rasselnd schloß sich hinter mir die dicke, eisenbeschlagene Tür — ich war gefangen. Ein Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit faßte mich an. Ich sah mich in meiner neuen Wohnung um — trostlose Dede umgab mich. Eine enge, kleine Zelle mit gewölbter Decke, hoch oben ein kleines, stark vergiftetes Fenster, vor dessen Gitterstäben noch breite, nach Art der Jalousien übereinanderliegende eiserne Latten angebracht waren, und zwar derart nach oben gerichtet, daß es unmöglich war, in den Hof hinunterzuschauen, vielmehr nur zwei schmale Streifen des abendlichen Himmels zu sehen waren, die Zelle aber immer im Halbdunkel lag. In der Zelle selbst befand sich an „Möbiliar“ ein hölzerner Tisch und dito Stuhl, eine hölzerne Bettlade mit einem Strohsack, einem dito Kissen und einer durchaus nicht sauberen Pferddecke als Deckbett, außer dem Waschgeschirr noch Wasserkrug, käerner Speisenapf und Handfeger. In der Ecke aber stand ein primitives Gefäß, mit einem Bleckdeckel verschlossen, dessen Bestimmung mir schon der ausströmende Duft verriet. In diesem jammervollen Loch sollte ich nun wer weiß wie lange hausen, wochen-, vielleicht monatelang, getrennt von allen anderen Menschen, behandelt wie ein Verbrecher! Und was würde meine liebe Mutter sagen, wie würde sie sich härmern und sorgen, wenn sie erst erfuhr, daß ihr Sohn nun auch im Gefängnis saße. All die traurigen, niederdrückenden Gedanken und Vorstellungen, die ich aus Büchern geschöpft hatte, die das Gefängnisleben schilderten, sie kamen mir jetzt in Erinnerung und peinigten meine Phantasie. Ja, meine gegenwärtige Lage erschien mir schlimmer noch als das, was ich über Gefängnisleben und -leiden schon gelesen hatte. Die Abenddämmerung sank hernieder und ließ die Gegenstände in der Zelle nur noch in schattenhaften Umrissen erkennen. Aber andere gespensterhafte Schatten beschwor die tiefe Einsamkeit vor mir herauf, mit Bangen und Trauer mein junges, des Leidens noch nicht gewöhntes Herz füllend.

Das Rasseln des Schlüssels an meiner Zellentür weckte mich aus peinigendem Brüten. Es gab „Abendbrot“. Ich mußte meinen Topf zur Zellentür hinaushalten und fand ihn, als ich mir den Inhalt besah, mit warmem Wasser gefüllt. Das war in der Tat Abend für Abend die Kost der Untersuchungsgefangenen. Man brockte in das warme Wasser Stücke Schwarzbrot, bestreute das Gemengel mit etwas Salz und hatte eine delikate Suppe, wie sie besser den Schweinen doch auch nicht verabreicht wird. Die übrige Beköstigung stand, wie ich in den nächsten Tagen erfahren sollte,

ziemlich auf der Höhe der „Abendsuppe“. Früh eine fürchterliche, ganz undefinierbare Brähe, die euphemistisch „Kaffee“ angedeutet wurde, mittags Brot-, Reis- oder irgendeine Hülsenfruchtsuppe ohne irgendwelche Spur von Fleisch oder Fett. Doch halt — ich fand doch Spuren (und nicht nur Spuren!) animalischer Kost im Mittagessen. Wenn es z. B. Linsensuppe gab, schwammen obenauf die Leichen zahlloser schwarzer Käferchen, wie sie in verdorbenen Linsen zu hausen pflegen. Was wollte man mehr?

Licht gab es nicht; wie ich bei einem späteren längeren Aufenthalt in diesem Gefängnis erfahren sollte, auch im Winter nur während einer halben Stunde, bis die Abendsuppe verzehrt und das Bett hergerichtet war. Ja, das Bett! Es bestand, wie schon gesagt, aus einem Strohsack, der eine Bretterlage bedeckte, und einem Strohkissen als Unterlage für den Kopf. Ein nicht sauberes, aber grobes Bettlaken und eine gar nicht überzogene schmutzige Pferddecke vervollständigten das Bettzeug. Auf Strohsack und Kopfkissen hatten wohl schon lange Gefangene geruht, ohne daß der Inhalt der Säcke erneuert worden wäre, denn das Stroh hatte sich zu Häcksel gewandelt und war so hart wie ein Brett geworden. Wie gut es sich in solchem Bett schlafen ließ, kann man sich denken. Auf dem steingepflasterten Hof ging stampfend eine Schildwache auf und ab, die alle paar Stunden nachts mit großem Geräusch abgelöst wurde. Ich konnte den Lärm um so besser vernehmen, als ich des infernalischen Geruchs halber, den der Inhalt des schlecht schließenden Eimers ausströmte, das Fenster geöffnet halten mußte.

Am nächsten Morgen wurde ich in ein halbdunkles, unfreundliches Zimmer geführt, das Amtszimmer des Gefängnisgeistlichen. Dieser hatte die Bücher zu verwalten und an die Gefangenen zu verabreichen. Um hier das Richtige zu treffen, ließ er sich die Gefangenen zunächst kommen, sie kennenzulernen. So auch bei mir. Er glaubte, bei mir aber wohl noch ein übriges tun zu müssen. Er ermahnte mich, den irregleiteten jungen Arbeiter, mit freundlichen Worten, den Weg der Gesetzlosigkeit und des Umsturzes zu verlassen, die gefährlichen Irrlehren der Sozialdemokratie zu erkennen. Ich wehrte mich zunächst schlichtern, allmählich wärmer und kühner werdend. Ich merkte bald, daß der Herr Pfarrer vom Thema nicht viel verstand, über die damaligen landläufigen Begriffe von der Sozialdemokratie: teilen, alles gleichmachen, die Grundlagen der göttlichen Weltordnung zerstören usw., nicht hinausgekommen war. Er gab einen idealen Kern im Sozialismus zu, wollte mir auch den guten Glauben an die Güte und Größe meiner Sache nicht bestreiten, von der geistigen Aufwärtsentwicklung der Masse

aber wollte er nichts wissen. „Wehe denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leih'n“, sagte er mit Schiller. Wir kamen so in einen Diskurs über Aufklärung, Bildung und Erziehung der Menschen, in dessen Verlauf der Herr Pfarrer an mich die Frage richtete: „Ja, was ist denn Bildung?“ Prompt antwortete ich: „Nach der klassischen Definition der alten Griechen ist Bildung das Kalon Kagaton, das Schöne und das Gute, in der Persönlichkeit zum Ausdruck gebracht.“ Erstaunt blickte der Pfarrer auf, — die Antwort hatte er wohl von einem 22jährigen Zigarrenarbeiter nicht erwartet; dann sagte er: „Ganz richtig, aber Ihre Definition des Begriffs Bildung ist das wohl nicht, denn der Sozialismus will doch nicht die Persönlichkeit, sondern die Masse entwickeln.“ Ich bestritt das; es sei vielmehr eine der schönsten Aufgaben des Sozialismus, alle guten Anlagen und Eigenschaften der einzelnen Persönlichkeit zu entwickeln, zum Nutzen der Allgemeinheit. Doch der Herr Pfarrer hatte wohl die Lust an der Fortsetzung der Debatte verloren; freundlich verabschiedete er mich, mir ein gutes Buch in die Zelle mitgebend. Ich aber fühlte mich seltsam gehoben und trug das Leid des Gefangenseins leichter als vorher. Das eine war mir wieder klargeworden: L e r n e n mußte ich, unablässig lernen, wenn ich j e d e m Gegner meiner guten Sache gewachsen sein wollte.

*

Ich sollte damals das herrliche Leben eines politischen Untersuchungsgefangenen in einer freien Republik nicht lange genießen. Ohne auch nur einmal vom Richter vernommen zu sein, wurde ich nach fünf Tagen, die mir zu ebensoviel Monaten geworden waren, wieder entlassen, ohne in dem Prozeß, der gegen etwa ein halbes Duzend Genossen eingeleitet wurde, noch eine Rolle zu spielen.

Nach reichlich fünf Wochen kam es zur Hauptverhandlung, in der ein Genosse wegen Verbreitung verbotener Druckschriften zu drei Monaten, die übrigen zu einem Monat verurteilt wurden; diese Strafe wurde als durch die Untersuchungshaft verbüßt angesehen, so daß die Verurteilten bis auf einen sofort in Freiheit gesetzt wurden. Die Bremer Richter waren also, wie wir auch später noch erfahren sollten, verhältnismäßig milde in der Beurteilung von Vergehen gegen das Sozialistengesetz. Die famose Konstruktion der Geheimbündelei, begangen zugleich mit der Verbreitung des „Sozialdemokrat“, einer „konkludenten Handlung“, war damals allerdings noch nicht erfunden, es ist aber auch später von Bremer Richtern nicht Gebrauch davon gemacht worden.

Einen unangenehmen Zwischenfall, der vielleicht verdient, er-

zählt zu werden, brachte die Gerichtsverhandlung noch. Einer der Angeklagten, den wir immer als einen ebenso braven Genossen wie bürgerlich achtbaren Menschen betrachtet hatten, mußte auf Vorhalt des Gerichtsvorsitzenden zugeben, daß er wegen Urkundenfälschung und schweren Diebstahls mit fünf Jahren Zuchthaus vorbestraft sei. Für die übrigen Angeklagten war diese Feststellung begreiflicherweise äußerst peinlich, wengleich der so schwer Vorbestrafte in wirkungsvoller Weise darlegte, daß er als junger Mensch auf die Bahn des Verbrechens geführt worden sei, — er hatte als Diener eines vornehmen Herrn zu dessen Nachteil die schweren Verbrechen begangen, war von seinen Verführern aber um die Früchte derselben geprellt worden und hatte dafür ins Zuchthaus wandern müssen, — daß die Kenntnis der sozialistischen Ideen, die er später in der Zigarrenfabrik gewann, ihn aber davor bewahrt habe, weiter auf dieser Bahn fortzuschreiten. In der Tat war er nachher nie mehr bestraft worden und ist auch nach diesem Prozeß ein guter Parteigenosse geblieben.

*

Der Streit der Parteigenossen in Bremen ging wohl noch ein ganzes Jahr lang weiter. Allmählich aber kamen neue Kräfte hinzu, die an den Ursachen der Zwistigkeiten nicht beteiligt waren und auch kein Interesse an der Fortsetzung derselben hatten. Ich fand daher Leute genug für meine Idee, eine Vereinigung der beiden Gruppen herbeizuführen. Das war um so notwendiger, als in einigen Monaten (Oktober 1884) wieder die Reichstagswahlen kamen, die unbedingt auch in Bremen eine einige, geschlossene Partei vorfinden mußten. Und die angestrebte Einigung gelang. Allerdings zogen sich einige der Hauptkampfhähne auf beiden Seiten schmollend von der Bewegung zurück, der Verlust war aber mit der nun erzielten Geschlossenheit der Partei nicht zu teuer bezahlt. Die Genossen beriefen mich zum Vertrauensmann der Partei, und diesen Posten habe ich dann mehr als zehn Jahre lang, bis zu meinem Abschied von Bremen, innegehabt.

Auch in der nichtpolitischen Arbeiterbewegung war ich tätig. Dem von W. Fuhje in Bremen gegründeten Reiseunterstützungsverein für deutsche Tabakarbeiter gehörte ich vom ersten Tage seines Bestehens an, wurde nach einiger Zeit auch in den Hauptvorstand gewählt, dann aber, als der Hauptkassierer Meininger mit der Kasse ausrückte, vom Ausschuß in Hannover mitsamt den übrigen Hauptvorstandsmitgliedern des Amtes entsetzt. Die Maßregel war, wenigstens soweit sie mich betraf, durchaus ungerecht, denn ich war erst wenige Tage vor der Flucht des Meininger zu

meinem Posten gekommen und an der mangelnden Kontrolle des Hauptkassierers durch seine Kollegen ganz unschuldig, aber — es raft der See und will sein Opfer haben! Ich mußte mitfallen, um das erschütterte Vertrauen der Mitglieder wenigstens zu der Energie ihres Ausschusses wiederherzustellen, und alle Reklamationen, selbst die Berufung an die Generalversammlung des Vereins, halfen mir nichts, ich blieb abgesetzt. Jener Reiseunterstützungsverein entwickelte sich, als den Arbeitern wieder etwas mehr Bewegungsfreiheit wurde, allmählich zu einer vollkommenen Gewerkschaftsorganisation und ist der heutige Tabakarbeiterverband geworden.

Neben dem Reiseunterstützungsverein in Bremen war in Hamburg eine Krankenunterstützungskasse für deutsche Tabakarbeiter ins Leben gerufen worden, die selbstverständlich auch in Bremen viele Mitglieder fand, trotzdem dort schon mehrere lokale Tabakarbeiterkrankenkassen bestanden, deren Leiter die neue Kasse mit scheelen Augen ansahen. Der Wert der Hamburger Krankenkasse bestand eben darin, daß ihre Mitglieder überall in Deutschland in Krankheitsfällen versichert waren, und deshalb war die Zahl der Mitglieder denn auch bald sehr groß. Auch ich war für die Ausbreitung dieser Kasse tätig und wurde zur weiteren Generalversammlung derselben, die im Juni 1885 in Offenbach a. M. stattfand, als Vertreter Bremens und einiger benachbarten Orte gewählt. Zum erstenmal kam ich in Diensten der Arbeiterbewegung über den Rahmen der lokalen Betätigung hinaus in einen größeren Kreis, und hier fand ich denn auch Gelegenheit, das mir erwiesene Vertrauen zu rechtfertigen. Es galt, eine neue Grundlage für die Bemessung der Beiträge wie der Krankenunterstützungen zu finden, da die bisherige unsichere Grundlage das Weiterbestehen der Kasse ernstlich gefährdete. Es gelang mir auch, einen Modus zu finden, der den Interessen der Kasse als solcher wie gleicherweise den Mitgliedern als Beitragzahlenden entsprach. Allerdings erhob sich im Organ der Kasse, dem „Gewerkschafter“, nachher ein heftiger Federkrieg wegen dieser Neuregelung der Unterstützungs- wie Beitragsätze, mit der mehrere Mitgliedschaften keineswegs einverstanden waren. Schließlich nahm auch ich das Wort, um in einem längeren, recht polemisch gehaltenen Artikel die Notwendigkeit wie die Gerechtigkeit der von der Generalversammlung beschlossenen Sätze nachzuweisen. Ich glaubte, daß mir dieser Artikel — meine erste schriftstellerische Arbeit, die in einem Blatte veröffentlicht wurde — gut gelungen sei, und wurde in dieser Meinung durch das Verhalten des Redakteurs — meines alten Gömmer's Wilhelm Hasenclever — bestärkt, der in einer Brief-

kastennotiz des „Gewerkschafters“ erklärte, dieser Artikel kläre die Streitfrage vollkommen auf, weshalb eine Fortsetzung der Erörterung unnötig erscheine.

Die Tätigkeit in den gewerkschaftlichen Kassen gab mir oft Gelegenheit zum Reden, und so war es natürlich, daß meine Fertigkeit nach der Richtung stetig, wenn auch langsam, zunahm. Mit meiner Schüchternheit hatte ich oft genug noch hart zu kämpfen. Auch die Tätigkeit als Vertrauensmann gab mir, wenn auch seltener, Gelegenheit, vor einem größeren Kreise zu reden. Alle paar Monate hatten wir eine Korpora-Versammlung, in der Abrechnung gelegt und die wichtigeren Parteiangelegenheiten besprochen wurden. Wenn die Jahreszeit das erlaubte, hielten wir diese vor den Augen der Polizei zu verbergenden Versammlungen im Freien ab, am liebsten auf benachbartem oldenburgischen Gebiet, da dort wenigstens nicht die gesetzliche Verpflichtung zur Anmeldung politischer Versammlungen bestand. Im Winter aber fanden wir immer irgendeinen Wirt in der Stadt, der uns seinen Saal zu irgendeinem vorgeschützten Zweck auf einige Stunden zur Verfügung stellte. Eine Entdeckung unserer geheimen Versammlungen ist nicht mehr erfolgt.



Achtes Kapitel.

Gefährliche politische Tätigkeit. Der Krug geht zum Brunnen. Wieder hinter Eisengittern. Das verräterische Kreuzband. Ein lieber Zellengenosse. Bremische Richter.

Mach einer anderen Richtung hin war meine Tätigkeit erheblich gefährlicher. Ich hatte als Vertrauensmann nämlich auch die Verteilung des Züricher „Sozialdemokrat“ in der Hand. Das wäre gar nicht so schwer gewesen, wenn es sich lediglich um die Versorgung der Bremer Abonnenten des Blattes gehandelt hätte. Aber die Sache hatte erheblich größere Bedeutung angenommen. Damals galt es bekanntlich, unter Ueberwindung größerer Schwierigkeiten die nach vielen Tausenden zählende Auflage des „Sozialdemokrat“ allwöchentlich über die schweizerische Grenze nach Deutschland hineinzu schmuggeln. Die Zollbeamten und ein Heer bestellter Spitzel mußten immer wieder von neuem gefäuscht werden. Das war mit großen Gefahren verknüpft, und deshalb war es der Expedition des „Sozialdemokrat“ sehr lieb, in Hamburg und Bremen zwei deutsche Städte zu haben, die infolge ihrer Freihafenstellung außerhalb der deutschen Zollschranken lagen und es so ermöglichten, größere Partien der verbotenen Ware auf einem Umwege durch das Ausland, ohne Berührung der deutschen Zollgrenzen, dort hinsenden zu können. Viel war ja damit noch nicht gewonnen, wenn es nicht gelang, nun von hier aus die Ware über die Grenze in das Zollinland zu schaffen. Das zu bewirken, war für den Teil der Auflage des „Sozialdemokrat“, der nach Bremen kam, allwöchentlich unsere Aufgabe. Und wir sind mehr als fünf Jahre dieser Aufgabe nachgekommen, ohne — mit einer Ausnahme — dabei von der Polizei erwischt zu werden.

Die Sache wurde folgendermaßen gedeckelt: Von mir wurde nach Zürich eine Anzahl Deckadressen als Empfänger der Pakete aufgegeben, je mehr, desto besser, damit nicht Post oder Polizei auf die häufig wiederholte Zusendung eines Auslandspaketes an eine Adresse aufmerksam wurde. Der Empfänger, in allen Fällen ein eingeweihter Genosse, hatte mir sofort die erfolgte Ankunft eines

Paketes zu melden, und ich hatte für die Wegschaffung desselben und die baldigste Verteilung des Inhalts an die Verbreiter zu sorgen. Das Paket enthielt, außer den für uns bestimmten Exemplaren, meist eine Anzahl sogenannter Doppelbriefe, kleine Pakete bis 250 Gramm Gewicht, schon adressiert und frankiert, seltener auch größere Pakete nach einzelnen Orten. Es galt nun, diese Doppelbriefe über die Grenze zu schmuggeln und im Zollgebiet einem Postamt zur Beförderung zu übermitteln. Da eine Vorstadt Bremens, und zwar ein Arbeiterviertel, im Zollgebiet lag, war das Schmuggeln nicht gar zu gefährlich. Immerhin durfte der einzelne nicht wagen, mehr als zwei, höchstens drei dieser kleinen Pakete zurzeit mit sich zu führen, weshalb entweder mehrere oft den Schmuggelweg machen mußten oder eine größere Anzahl Personen für das Schmuggeln zur Verfügung stehen mußten. Das letztere war schon deshalb nicht empfehlenswert, weil durch die Mitwissenschaft einer größeren Zahl Personen die Gefahr der Entdeckung gesteigert wurde.

Vorsicht mußte auch beim Aufgeben der Doppelbriefe zur Post beobachtet werden, da das immer wiederholte Erscheinen zahlreicher Doppelbriefe auf einem und demselben Postamt bei irgend welchen findigen Postbeamten — und deren gab es unter dem Sozialistengesetz nicht wenige — leicht Verdacht erregen und zur Ermittlung des Inhalts dieser Doppelbriefe führen konnte. Man mußte daher abwechselnd verschiedene Postämter benutzen und zu diesem Zweck gelegentlich auch außerhalb Bremens gelegene Postämter aufsuchen. Größere Schwierigkeiten beim Schmuggeln entstanden, als die Zollbehörden sich infolge der zeitweise sehr stark geübten Schmuggelerei von Tabak und Tabakstengeln zu äußerst scharfen Kontrollmaßnahmen veranlaßt sahen und in die im Zollgebiet gelegene Vorstadt fast niemand ohne körperliche Wistation eintreten ließ. Da blieb nichts übrig, als an den Sonntagen, bei gutem und schlechtem Wetter, Spaziergänge über Land zu machen und die Zollgrenzen an weniger scharf bewachten Stellen zu überschreiten. Bei solchen Schmuggelfahrten waren uns oft die uns begleitenden Genossinnen sehr nützlich, da ihre Kleidung das kostbare Paschgut viel besser zu verbergen wußte als unsere.

Als der „Züricher“ zum „Londoner“ geworden war, d. h. als durch die Ausweisung der Redaktion und Expedition des „Sozialdemokrat“ aus der Schweiz die Ueber siedlung nach London nötig geworden war, kamen die Pakete meist als Schiffsfrachtgut. Das bot jedenfalls mehr Sicherheit gegen Entdeckung, hatte aber auch wieder seine Schattenseiten. Als einmal ein Schiff, das unser so wertvolles Gut trug, im Kanal Havarie erlitten hatte, wurde ich, der ich

es gewagt hatte, auch meine Adresse als Empfänger aufzugeben — man ward im Laufe der Zeit abgestumpft gegen die Gefahr — zum Kontor des Schiffsmaklers eingeladen und dort aufgefordert, mein als Kleiderstoff deklariertes Schiffsgut vor dem Empfang eingehend zu besichtigen, damit der daran etwa entstandene Schaden festgestellt werden könne. Darauf war ich natürlich gar nicht neugierig, ich verzichtete deshalb großmütig auf die Geltendmachung etwaiger Schadenersatzansprüche und erhielt dann auch am nächsten Tage mein großes Paket „Kleiderstoffe“ uneröffnet und in der Tat fast unbeschädigt ausgehändigt.

Das Erfappenlassen bei der Verbreitung des „Sozialdemokraten“ war allmählich eine kitschliche Sache geworden. Nicht nur gründete man vielfach auf die Anklage wegen verbotener Verbreitung auch zugleich eine Anklage wegen Geheimbündelei (§ 128 und 129 des RStG.), nein, man hatte auch durch eine künstliche, widersinnige Auslegung des § 16 des Sozialistengesetzes, der von der Bestrafung wegen Verbreitung handelte, die Möglichkeit erheblich schwererer Bestrafung geschaffen. Während der genannte Paragraph von einer Strafe bis zu sechs Monaten Gefängnis wegen Verbreitung verbotener sozialistischer Druckschriften sprach und die Gerichte das jahrelang sinngemäß als Höchststrafe für das Vergehen betrachteten, hatte ein findiger Altonaer Staatsanwalt, Groschuff, die Entdeckung gemacht, daß diese Höchststrafe für jeden einzelnen Fall erkannt werden dürfe. Das Altonaer Landgericht hatte die geniale Entdeckung akzeptiert und daraufhin den Sozialdemokraten Zigarrenmacher August Rückelhahn wegen Verbreitung verbotener Schriften zu drei Jahren sechs Monaten Gefängnis verurteilt, und das Reichsgericht hatte in diesem furchtbaren Urteil nichts Rechtswidriges gefunden, dasselbe also bestätigt. Herr Groschuff — die Sozialdemokraten hatten einen anderen, ähnlich klingenden Namen für den Mann gefunden — konnte seiner Belohnung für diese staatsrettende Tat natürlich nicht entgehen, er starb als Senatspräsident des preussischen Kammergerichts, für uns aber, die wir uns selbstverständlich auch durch solche „Rechtsprechung“ nicht von der Erfüllung unserer Pflicht abhalten ließen, war, wie gesagt, das Verbreiten des „Sozialdemokrat“ nun zu einer besonders gefährlichen Sache geworden.

Trotzdem ging die Geschichte lange Zeit gut. Eines Tages aber nahm die Polizei bei einem Gastwirt eine Haussuchung vor und fand in seinem Wohnzimmer unter dem Sofa versteckt ein tags vorher eingegangenes Postpaket, enthaltend unsere kostbare Ware. Ob die Haussuchung durch eine Denunziation, vielleicht auch einen Postbeamten, der den Inhalt des Pakets durchschnüffelt hatte, ver-

ursacht wurde, haben wir nie erfahren. Der Gastwirt wurde verhaftet, doch schien uns die Sache weitere Folgen nicht nach sich zu ziehen, da der Mann als guter Genosse, als sicher, d. h. der Polizei gegenüber verschlossen galt. Das war nun auch wohl der Fall, doch suchte man durch Vernehmung der Frau und der Diensthofen Anhaltspunkte für das Vorgehen gegen Gäste des Wirtes, die mit demselben näher verkehrten, zu gewinnen.

Als ich am nächsten Morgen zur Arbeit ging — der graue Wintertag dämmerte erst herauf — folgte mir ein Schutzmann, der gegenüber meiner Wohnung schon geraume Zeit gewartet hatte, auf der Straße ein kurzes Stück Weges, um mich dann anzureden und aufzufordern, mit ihm zu kommen. Ich bekam einen nicht geringen Schreck, denn in der Tasche hatte ich die an eine schweizerische Deckadresse gerichtete Mitteilung an die Expedition des „Sozialdemokrat“ von der Beschlagnahme des Paketes und der Verhaftung des Empfängers. Wohl war dieselbe mit einer aus Blutlaugensalz bestehenden unsichtbaren Tinte auf der inneren Seite des Kreuzbandstreifens, der selbst eine ganz harmlose Zeitung enthielt, geschrieben, doch mußte die Polizei unter den gegebenen Umständen diese nach der Schweiz gerichtete Zeitungsendung verdächtig finden, und wahrscheinlich war sie auch darüber informiert, daß die Schrift auf der inneren Seite des Streifens durch Bestreichen mit einer Lösung von Eisenchlorid sichtbar gemacht werden konnte.

Indem ich neben dem Beamten herschritt, zergrübelte ich mir das Gehirn, wie ich die ominöse Kreuzbandsendung loswerden konnte, ehe es zu der sicher nicht ausbleibenden Leibbesichtigung kam. Halt, da war ein Postbriefkasten! Ich zog mein Kreuzband aus der Tasche und wollte es mit harmloser Miene in den Spalt schieben. Aber damit war nun leider mein Begleiter, den ich doch unterschätzt hatte, nicht einverstanden. Er müsse mich mit allem, was ich bei mir trage, in seinem Bureau abliefern, erklärte er mit und beobachtete mich nun, mißtrauisch gemacht, erheblich schärfer als vorher, so daß es mir auch nicht möglich war, in der noch herrschenden Dämmerung die brenzliche Sendung irgendwo fallen zu lassen.

Auf dem Polizeibureau wurde ich körperlich nicht visitiert, sondern ohne weiteres in Begleitung zweier Beamten in das Stadthaus gebracht und dort dem gestrengen Kriminalkommissarius, dessen Bekanntschaft ich schon ein paar Jahre vorher bei meiner ersten Verhaftung gemacht hatte, vorgestellt. Die Vernehmung, die sich diesmal in weniger urbanen Formen abspielte, wenigstens von seiten des Herrn Vernehmenden, der sehr aufgeregt schien, führte

natürlich weder zu dem von ihm noch von mir gewünschten Resultat. Was der Herr Kommissarius von mir über die Verbreitung des „Sozialdemokrat“ wissen wollte, konnte ich zum Teil und wollte ich zum Teil nicht sagen, und so endete unsere etwas gereizte Unterhaltung damit, daß er mir meine Verhaftung ankündigte. Ohne weitere Umstände wurde ich dann auch in das Untersuchungsgefängnis, das ich ja auch schon kannte, gebracht. Hier erst kam meine böse Kreuzbandsendung wieder an das Tageslicht. Ich mußte den Inhalt meiner Tasche entleeren, Uhr, Schlüssel, Portemonnaie, Messer und alles andere wurde hübsch zusammengelegt und mit samt der Kreuzbandsendung im dunklen Fach eines großen Schrankes, bestimmt, die Sachen der eingelieferten Gefangenen aufzunehmen, fein säuberlich verwahrt. Das nennt man Glück im Unglück! Man hatte eben bei dem mehrfachen Transport vom Polizeibureau zum Stadthause und von dort zum Untersuchungsgefängnis vergessen, mich zu visitieren, oder auf der einen Stelle immer gedacht, das würde auf der anderen Stelle geschehen.

Ich wünschte innig, der verhängnisvolle Streifen möge in diesem Schranke ungestörte Ruhe finden, und folgte einem Aufseher, der mir eine Zelle anwies. Die innere Einrichtung der Löcher dort habe ich schon beschrieben, diesmal aber sollte ich doch überrascht werden, denn ich fand in meiner Zelle schon einen Bewohner vor. Ein großer Kerl mit wildem dunklen Vollbart tauchte aus dem Halbdunkel auf, als ich die Zelle betrat. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Mein Zellengenosse war ein ehemaliger Seemann und jetziger Schankwirt und war beschuldigt, einen Mordversuch auf seine Frau unternommen zu haben. Eine ganz angenehme Gesellschaft. Er hatte die Tat in der Trunkenheit begangen, war in den ersten Tagen nach seiner Verhaftung komplett säuferwahnsinnig geworden, wie er mir selbst erzählte, und stand offenbar jetzt noch stark unter der Einwirkung dieser Krankheit. Davon sollte ich bald einige angenehme Beweise erhalten. Nachts stöhnte und heulte er oft wie ein wildes Tier, und als ich am Tage einmal etwas sagte, was seinen religiösen Anschauungen widersprach — er war sehr fromm — wollte er mich alten Ernstes prügeln, und selbst meine bestimmtesten Versicherungen, daß ich nicht daran dachte, ihm seinen Glauben zu nehmen, konnten ihn kaum beruhigen.

Sonst fand ich im Gefängnis alles noch so „herrlich“, wie drei Jahre vorher. Natürlich war auch das Essen nicht besser geworden. Nach zwei Tagen wurde ich ins Bureau gerufen und mir mitgeteilt, daß für mich Geld eingezahlt sei, um mir besseres Essen zu verschaffen. Ich bat den Gefängnisvorsteher, dem Einzahler des

Geldes mitteilen zu wollen, daß ich auf bessere Kost verzichten wolle unter der Bedingung, daß das Geld zur Unterstützung meiner Familie — ich hatte Frau und zwei Kinder, und auch meine Mutter war bei mir — mit verwendet würde. Die Unterstützung meiner Angehörigen war, wie ich wußte, bei den geringen Mitteln der Partei am Orte nur eine sehr bescheidene, und es war daher ganz selbstverständlich, daß ich durch meine Verzichtleistung diesen Unterstützungsatz etwas verbesserte. Mein „Opfermut“ nahm den Gefängnisinspektor, einen auch im übrigen sehr freundlichen Mann, besonders für mich ein, und er behandelte mich in der Folge so rücksichtsvoll, wie das die Umstände nur eben gestatteten.

Eine Woche wohl saß ich schon im Loch bei meinem halbverrückten Leidensgenossen, ohne richterlich vernommen zu werden. Das widersprach zwar dem Gesetze, welches eine richterliche Vernehmung des Verhafteten schon spätestens vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung verlangte, aber so genau nahm man es damals gegenüber den Sozialdemokraten nicht. Endlich, eines Morgens um acht Uhr wurde ich wieder zum Stadthause transportiert, ich sollte vor dem Untersuchungsrichter erscheinen. Im Stadthause wurde ich in eine große, kahle, ungeheizte Zelle gesperrt, deren Fenster Scheiben zum Teil zer schlagen waren. Da es recht kalt war und ich außer einem Stückchen Schwarzbrot noch nichts genossen hatte, fror ich bald jämmerlich und wünschte nichts sehnlicher, als bald vor dem Richter erscheinen und dann wieder in meine häßliche, dunstige aber doch warme Zelle draußen im Untersuchungsgefängnis zu kommen. Aber Viertelstunde um Viertelstunde verrann, ohne daß man mich zum Verhör rief. Es verging eine, eine zweite und dritte Stunde, und niemand kam. So vergingen fünf Stunden, es wurde ein Uhr nachmittags, und draußen auf den Korridoren wurde es stiller — es war Mittagszeit für die Bureaubeamten geworden. Ich lief zitternd vor Frost und Hunger wie ein wildes Tier in meinem Käfig umher.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus, ich schlug mit Händen und Füßen gegen die Zellentür, bis auf den Lärm ein Beamter erschien. Von ihm erfuhr ich, daß der Richter schon fort sei, und er sorgte dann dafür, daß ich von einem andern Beamten in das Gefängnis zurückgebracht wurde, wo ich mit Heißhunger über meine kalt gewordenen Linsen mit Käfer herfiel. Ob man mich vergessen hatte? Oder ob ich mirbe gemacht werden sollte? Gegen Abend wurde ich wieder zum Richter geführt. Ich mußte aus einem dunklen Nebentraum in das Zimmer des Richters treten, mich hier von einem jungen Mädchen — dem Diensthofen des verhafteten Gastwirtes — anschauen lassen und wurde dann wieder abgeführt.

Das war meine einzige „richterliche Vernehmung“ in diesem Prozeß.

Immerhin mußte ich zunächst noch mehrere Wochen im Untersuchungsgefängnis zubringen, ehe es zu einer Entscheidung kam. Das war eine tödlich langweilige Zeit, denn mit meinem Zellen-genossen konnte ich mich kaum unterhalten, zu lesen bekam ich aber wöchentlich nur ein Buch, mit dessen Lektüre ich immer am Tage nach dem Empfang desselben fertig war. Und dann die unendlich langen Nächte. Von vier Uhr an war es in der Zelle finster, und Licht gab es nur eine halbe Stunde lang, von 5½ bis 6 Uhr abends, damit nicht auch das warme Wasser, die berühmte „Abend-suppe“, im Dunkeln verzehrt werden mußte. So lag man denn bis zum andern Morgen gegen acht Uhr, wo es in der Zelle anfang zu „tagen“, auf dem harten Häckselsack Tag für Tag etwa 15 bis 16 Stunden lang und erhob sich mit einem Gefühl, als seien einem alle Glieder zer schlagen. Endlich, eines Abends, ich hatte schon wieder stundenlang auf meinem Marterpfehl „geruht“, wurde die Zelle geöffnet, und ein Aufseher rief in das Dunkel hinein: „Bruhns, herunterkommen, alles mitnehmen!“ „Ich traute meinen Ohren nicht! Sollte ich freikommen? Aber jetzt noch? Das war ja nicht möglich, es mußte ja bald neun Uhr abends sein.

Ich raffte schleunigst meine Siebensachen zusammen und folgte dem Aufseher, der mich ins Bureau führte. Dort saß der freundliche Inspektor und kündigte mir lächelnd meine Entlassung an. Die Order sei erst vor kurzem eingetroffen, er habe aber nicht bis zum andern Morgen mit der Entlassung warten, sondern mich noch heute der Familie zurückgeben wollen. Das war Musik in meinen Ohren. Ich bekam nun alle meine im Schranke verwahrten Sachen zurück, auch meine schweizerische Kreuzbandsendung. O weh! Die Eigenschaft der zunächst unsichtbaren Linke aus Blutlaugensalz, nach ein paar Wochen von selbst sichtbar zu werden, war auch hier schon in Erscheinung getreten. Man sah deutlich, daß die innere Seite des Kreuzbandstreifens beschrieben war. Wenn das Stück der Polizei oder dem Richter in die Hände gefallen wäre, hätten diese auch ohne Kenntnis von der Lösung der unsichtbaren Schrift ganz von selbst dahinterkommen müssen, welche hübsches Beweisstück sie hier in Besitz hatten, und ich hätte sicher auf viele Monate die Freiheit verloren. Ich steckte das gefährliche Ding schleunigst in die Tasche, empfahl mich den Beamten und sog bald mit innigem Behagen die frische, freie Luft des Winterabends ein, raschen Schrittes nach Hause eilend, wo alles ebenso erstaunt wie erfreut war über die Wiederkehr des wenigstens um diese Zeit nicht mehr Erwarteten.

Der Prozeß endete auch für die übrigen in denselben verwickelten Genossen verhältnismäßig günstig. Bis auf einen einzigen wurden die übrigen — es war eine ganze Anzahl von der Polizei verhaftet worden — entweder unter Einstellung des Verfahrens aus der Haft entlassen oder in der Hauptverhandlung freigesprochen. Nur einer wurde zu einem Monat Gefängnis verurteilt, weil bewiesen schien, daß er wiederholt den „Sozialdemokrat“ verbreitet hatte. Dabei stellte das Gericht sogar als notorisch hin, daß von Bremen aus regelmäßig größere Portionen des verbotenen Blattes in das Inland verbreitet seien, wenn auch nicht bestimmt festgestellt worden sei, durch welche Personen diese Verbreitung erfolgte. Unter solchen Umständen mußte das Urteil, in Vergleich gesetzt zu den sonst in Deutschland gegen Sozialdemokraten üblichen Urteilen als ein außerordentlich mildes angesehen werden, und die Bemerkung des „Sozialdemokrat“: „Es gibt noch Richter in Bremen“, erschien durchaus gerechtfertigt. Daß im übrigen wir uns durch diesen Zwischenfall nicht stören ließen, ist selbstverständlich.



Neuntes Kapitel.

Faschingwahlen 1887. Ein rednerischer Erfolg. Zum St. Galler Kongreß. Reiseabenteuer. St. Galler Ackerlei. Die II. Kammer auf dem Heuboden. Geschmuggelte Delegierte. Wenn man französisch spricht.

Sie dann kommenden Faschnachtswahlen des Jahres 1887 brachten uns in Bremen einen sehr hübschen Stimmenzuwachs. Wir hatten unseren früheren Kandidaten Frick nicht wieder aufgestellt. Er hatte alle Fühlung mit den Parteigenossen verloren und war zu allem auch noch konzessionierter Auswandererwirt geworden, also wirtschaftlich vom Norddeutschen Lloyd abhängig, dessen Oberhaupt, H. S. Meier, wieder zum Reichstag kandidierte. Ich hatte mich an unsern Alten, Wilhelm Liebknecht, gewandt und diesen vermocht, die Kandidatur zu übernehmen, uns allen zur Freude und der Partei zum Vorteil. Ich kam dadurch persönlich zu Liebknecht in ein näheres Verhältnis, auf das ich heute noch mit Stolz und Freude zurückblicke. Der Alte ist mir in Wahrheit ein väterlicher Freund geworden, dem ich viel verdanke. Das Vertrauen der Genossen machte mich zum Vorsitzenden des Wahlkomitees und damit zum Leiter des Wahlkampfes. Die Abfassung der Wahlflugblätter, deren wir zwei herausgaben, überließ der Alte mir und war nachher mit meinen Erstlingsleistungen auf diesem Gebiete sehr zufrieden.

Wir hatten in der Hauptwahl einen Zuwachs von 3000 Stimmen gegen die 1884er Wahl und bewirkten dadurch eine Stichwahl zwischen dem nationalliberalen H. S. Meier und dem deutschfreisinnigen Professor Bulle, bei der wir uns in einer riesig besuchten Versammlung, in welcher Förster-Hamburg referierte, für Bulle erklärten und ihn in der Stichwahl denn auch glänzend durchbrachten. Damit war H. S. Meiers Herrschaft in Bremen endgültig gebrochen.

*

Mir brachte der 87er Wahlkampf zum erstenmal Gelegenheit, mich öffentlich rednerisch, und zwar im politischen Kampfe, aus-

zuzeichnen. Da wir außer der einen keine Wählerversammlung haben konnten, gingen wir in die von unseren Gegnern veranstalteten Versammlungen. Die Liberalen hatten auch im Arbeiterviertel eine Versammlung veranstaltet und angesichts der überaus zahlreich erschienenen Sozialdemokraten freie Diskussion gewährt. Ich meldete mich als erster zum Wort und es gelang mir, ich weiß heute noch nicht wie, in einer reichlichen Viertelstunde in fließender Rede den Gegnern so viel Wirksames zu sagen, daß unsere Parteigenossen, die nach so langer Pause förmlich danach lechzten, sich mit Gegnern einmal ordentlich auseinanderzusetzen, in jubelnden Beifall ausbrachen. Ich glaube, ich habe niemals wieder einen so unbestrittenen rednerischen Erfolg gehabt, und jedenfalls niemals einen, der mir selbst so starke und reine Freude verursacht hätte, wie diese meine erste „Wahlrede“.

Für mich brachte das Jahr noch ein anderes, überaus bedeutungsvolles Ereignis. Die Bremer Genossen wählten mich nämlich zu ihrem Delegierten für den im Oktober genannten Jahres stattfindenden Parteikongreß in St. Gallen. Mit welcher Freude und Begeisterung ich diese ehrenvolle Aufgabe erfüllte, vermag ich gar nicht zu beschreiben. Zum erstenmal sollte ich Deutschlands Fluren von Nord nach Süd durchfahren, sollte das herrliche Schweizerland sehen, — vor allem aber sollte ich zum erstenmal in meinem Leben mit all den Leuten zusammenkommen, die an der Spitze der mächtig aufblühenden Arbeiterbewegung standen, die gestritten und gekämpft hatten für ihre, für unsere Ideale; sollte mit unseren Vorkämpfern, die ich hochschätzte und verehrte, zusammen raten und raten, das Beste für die Partei zu gewinnen. Wie das mein Herz erfüllte, wie es mich hinaus hob über Sorgen und Not, mit welchen ich gar bitter zu kämpfen hatte!

Ich war in dem mir verhaßten Gewerbe eines Zigarrenarbeiters nicht überaus gewandt, so daß ich keinen erheblichen Verdienst erzielte. Dazu lenkte die Arbeit für die Partei oft genug die Gedanken von der Berufsarbeit ab, auch nahm sie naturgemäß viel Zeit, nicht nur nach Feierabend und Sonntags, in Anspruch. Das schmälerte den ohnedies nicht großen Verdienst, so daß ich oft nicht wußte, wie ich die Familie durchbringen sollte. Schlimmer noch war, daß meine Frau mich und mein Streben und Kämpfen nicht verstand und nur Klagen und Vorwürfe für mich hatte. Nicht mit ihr, sondern gegen sie mußte ich mich durchzusetzen suchen, und das nahm aus meiner Ehe Vertrauen und Achtung und machte sie nach und nach zur Hölle für mich.

Nun also sollte es nach der Schweiz gehen, ich sollte Kummer und Sorgen auf eine Zeitlang wenigstens hinter mir lassen und

meine schönsten Wünsche erfüllt sehen. In freudiger Erregung ging ich an die Reisevorbereitungen, die allerdings sehr bescheidener Natur waren. Einen Ueberzieher besaß ich nicht, auch war es unmöglich, von den Delegationskosten, die knapp genug berechnet waren und von welchen ich doch auch noch die Familie während meiner Abwesenheit leben lassen mußte, noch einen Ueberzieher anzuschaffen. Aber auch mein einziger Sonntagsanzug sah sehr dürftig aus, und mit dem kurzen, abgeschabten Jackett konnte ich schon gar nicht reisen. Es half nichts, es mußte wenigstens ein anderer Rock her. Und ich hatte Glück: für acht Mark erstand ich bei einem Althändler, mit dem ich früher in der Zigarrenfabrik gearbeitet hatte, einen schwarzen Schoßrock vulgo Gesellschaftsrock, der an den Näten freilich schon recht grau wurde — er war gewiß auch schon von sehr ehrwürdigem Alter —, mir auch wohl nicht gerade „wie angegossen“ saß, immerhin aber mir eine viel stattlichere Figur verlieh als mein wippriges Jackett. Auch konnte er mit seiner größeren Fülle den Mangel eines Ueberziehers leichter vergessen machen.

*

So zog ich denn, ein Kofferchen mit den notwendigsten Wäschestücken usw. in der Hand, in die Welt, ein größeres Stück Leben kennenzulernen und mitzuleben. Soll ich von meinen Reiseabenteuern erzählen? Sie waren sehr bescheidener Art. Bis Frankfurt a. M. ging am ersten Tage die Fahrt. Ich kannte die Strecke ja schon von meinem ersten Ausflug nach Offenbach zur Generalversammlung der Tabakarbeiterkasse. In Frankfurt blieb ich über Nacht, um am nächsten Morgen die Reise nach Basel zu machen. Auf der Fahrt von Frankfurt nach Heidelberg hatte ich im Wagen nur zwei Reisegenossen, und zwar zwei weibliche, Tante und Nichte, wie ich bald erfuhr. Die Nichte war ein schlankes, mittelgroßes und brünettes Mädchen mit hübschem Gesicht und schönen braunen Augen, die so frisch, so lustig und dabei so zutraulich unschuldig in die Welt guckten, daß es eine Lust war, hineinzuschauen in diese Augen. Und ich schaute hinein, mehr als mir gut war, und ich tauschte auf das fröhliche, herzige Geplauder, in das ich bald verstrickt war, ich weiß nicht wie. Sie erzählte mir von ihrer schönen Heimat — in Neckarjulfm war sie zu Haus —, von den Bergen und den Obst- und Weingärten, und ich mußte ihr von meiner nordischen Heimat, von den großen Handelsstädten mit den vielen Schiffen erzählen, und dazwischen fielen Scherzreden und harmlose Neckereien, und wir wurden dabei so lustig und so unschuldig zutraulich miteinander, daß die gar nicht griechgrämige Tante doch dem übermütigen Nichten ein paarmal mütterlich mahnende

Worte sagte. Ich war einfach verliebt in das süße Mädchen und auf den Tod traurig, als meine lieben Reisegefährten in Heidelberg Abschied von mir nahmen, um mit einer dort abzweigenden Bahn nach Neckarjulfm zu fahren. Wenn ich an einem bestimmten Tage der anderen Woche zu einem näher bezeichneten Zuge wieder in Heidelberg sein würde, wollten wir uns wieder treffen, da Nichten mit der Tante wieder nach Frankfurt fuhr, und ich sollte für die Kinderchen — ich hatte ehrlicherweise meinen „Personenstand“ nicht verhehlt — hübsche Früchte aus Neckarjulfm mitbekommen. Ich habe das liebe Mädchen nicht wiedergesehen, denn nicht acht Tage, sondern fast vier Jahre später kam ich einmal wieder nach Heidelberg.

So fuhr ich denn mit wunden Herzen dem Schweizerlande entgegen. Mir gegenüber setzte sich ein gut gekleidetes, ältliches Mädchen, dem Gram und Trauer vom verblühenden Gesicht zu lesen war. Ich gab zunächst nicht sonderlich acht auf mein Gegenüber, war ich doch noch viel zu sehr beschäftigt mit den Gedanken an die entschwundene Reisegefährtin. Durch irgendeinen nebensächlichen Umstand kam ich in ein Gespräch mit der gegenüberstehenden Dame. Von gleichgültigen Dingen kamen wir, wie es denn so geht, auf Welt und Leben zu sprechen, und meine Partnerin erwies sich als eine gebildete, kluge und warmempfindende Frau. Es war noch keine Stunde vergangen, da beschäftigten wir uns mit den innersten Fragen des Menschenlebens, und „Liebe und Leiden“ war das Kapitel überschrieben, das wir besonders ernsthaft erörterten. Ich konnte aus eigener Erfahrung zu diesem Thema wirklich nicht viel beitragen, hatte aber viel darüber gelesen und gedacht und hielt denn auch mit meiner etwas unreifen Weisheit nicht zurück. Meine Reisegefährtin aber konnte aus dem Vollen schöpfen.

Wir waren allein in dem Coupé. Die zwischen zwei Abteilen hoch oben an der Decke angebrachte frühe Gasflamme ließ unsere Eckplätze im Dunkeln, so daß ich die Gesichtszüge meines Gegenübers kaum erkennen konnte. Meine Art, Herzensangelnheiten zu behandeln, hatte mir wohl das Vertrauen des armen Mädchens erworben, vielleicht drängte es sie auch, ihrem gequälten, über-vollen Herzen einmal Luft machen zu können, genug, sie erzählte mir mit todesmatter Stimme ihren Herzenskummer, den Roman eines zerbrochenen Menschenlebens. Es war eine altfägliche Geschichte nur, mich aber ergriff sie heftig, und heute noch, nach vielen Jahren, ist mir die traurige Geschichte noch so lebendig, als wenn sie mir erst eben jetzt erzählt worden wäre. Mit wenigen Worten ist sie wiederzugeben:

In jüngeren Jahren noch lernte das Mädchen, Tochter bürgerlicher Leute, einen jungen Mann kennen und lieben und verlobte sich mit ihm, trotz des Widerstandes der Eltern, die deshalb gegen die Partie waren, weil der junge Mann, ein Staatsbeamter, noch Jahre gebrauchen mußte, bis er in einer Stellung war, die ihm gestattete, eine Frau nach den in jenen Kreisen geltenden Anschauungen anständig zu ernähren. In der That mußte er warten und infolge widriger Umstände länger warten als vorauszusehen gewesen war, bis er die Stellung hatte, die ihm das Heiraten gestattete. Das Mädchen, fast im gleichen Alter wie sein Bräutigam, wartete geduldig und verlor im Laufe der Jahre immer mehr den Schmelz der Jugend, so daß es ein altes, fast schon verblühtes Mädchen war, als es am Ziel seiner Wünsche angelangt war. Der Bräutigam war seit geraumer Zeit aus dem Heimatstädtchen des Mädchens nach Heidelberg versetzt und sie sahen sich nur gelegentlich eines kurzen Urlaubs, den der Bräutigam hin und wieder hatte, und auch dann in letzter Zeit seltener, da der Beurlaubte mehrfach scheinbar triftige Gründe dafür vorzubringen wußte, weshalb er seinen Urlaub in Heidelberg und nicht bei seiner Braut verlebte.

Der Termin der Hochzeit war schon festgesetzt, da erhielt die ahnungslose Braut einen Brief von ihrem Schatz, in welchem dieser ihr gestand, daß er in Heidelberg ein Mädchen kennen und lieben gelernt habe, daß das Verhältnis mit demselben gewisse Folgen haben werde und daß er sie, seine verlobte Braut, zugleich mit tausend Bitten um Verzeihung um seine Freiheit bitte. Die Wirkung dieses fürchterlichen Briefes auf die Arme war nicht zu beschreiben. Mit einem Schlage war ihr Himmel zertrümmert, ihre Hoffnung, ihre Zukunft, ja, ihr Leben vernichtet. Sie hatte den Mann ihrer Wahl von ganzem Herzen geliebt, nur in ihm gehofft und gelebt. Was tat die Bedauernswerte nun? Während tausend andere Weiber den Verräter verflucht, ihre Liebe in glühenden Haß verwandelt hätten, tat sie nichts dergleichen. Nachdem sie die erste niederschmetternde Wirkung des Unglücksbriefes etwas überwunden hatte, fuhr sie nach Heidelberg, hatte eine beide tieferschütternde Unterredung mit ihrem vormaligen Bräutigam, lernte ihre glückliche Nebenbuhlerin kennen und als eine würdige Gefährtin ihres bisherigen Bräutigams schätzen und segnete schließlich den Bund der beiden. Mit gebrochenem Herzen fuhr die Arme, die ihren ehemaligen, nun für immer verlorenen Schatz noch von ganzem Herzen liebte, eben jetzt wieder ihrer Heimat zu, um dort ihr grausam zerstörtes Leben in öder Hoffnungslosigkeit zu beschließen; eine Heldin des alltäglichen Lebens, wie sie größer und

bewundernswerter unsere edelsten Geister in ihren besten Werken nicht darstellen können. Schlicht und natürlich, offenbar ohne Begriffs von der Größe ihres Heldentums, erzählte das arme Mädchen seine Geschichte, zuweilen mit den gewaltsam heraufquellenden Tränen kämpfend.

Solchem Leid und solcher Seelengröße gegenüber versagten mir banale Trostgründe; ich konnte dem armen Menschenkind mein tiefstes Mitgefühl nur mit einem stummen Händedruck bekunden. Da war auch schon das Reiseziel meiner Gefährtin. Mit einigen freundlichen Abschiedsworten trennten wir uns. Sie ging den Dornenweg eines hoffnungslos vernichteten Frauenlebens, und ich zog weiter in die Welt, in Kampf und Leben. Wie klein, wie kläglich erschienen mir nun die Kümernisse und Schmerzen meines Lebens gegenüber der ergreifenden Tragödie eines Menschenherzens, wie ich sie eben in der vergangenen Stunde erschaut hatte.

*

Abends spät kam ich in Basel an. Ein Dienstmann, den ich nach einem billigen Gasthof gefragt hatte, dessen Schweizerdeutsch mir aber einige Schwierigkeiten machte, führte mich in den „Roten Ochsen“, einer Art Herberge, in der Drehorgelspieler, Marktbezieher usw. den Stamm der Nachtgäste bildeten. Nun, ich schlief trotzdem nicht schlecht in meinem dürftigen Bett, war schon früh wieder heraus und beschaute mir — es war Sonntagmorgen — Groß- und Kleinbasel recht genau. Dann ging's nach Olten, wo auf ein gegebenes Erkennungszeichen die ankommenden Delegierten über das weitere Reiseziel, von dem ich bis jetzt nichts wußte, von kundiger Seite informiert werden sollten.

Zum erstenmal in meinem Leben sah ich, Sohn der norddeutschen Tiefebene, jetzt vom Eisenbahnzug aus Berge ganz in der Nähe, sah grüne Matten und Schweizerdörfer im Tale gelagert, und das Herz ging mir auf. In Olten angekommen, ergab das Erkennungszeichen, daß eine ganze Anzahl Delegierte mit dem Zuge angekommen war, doch kannte ich, in der Partei noch sehr unbekannt, nicht einen einzigen. Unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln gingen wir in kleinen, möglichst zwanglosen Gruppen in ein nahegelegenes Wirtshaus, in dem eine hübsch gedeckte Tafel uns zum gemeinsamen Mittagmahl vereinigte. Mehrere Gruppen Delegierter waren schon weiter gefahren, dem gemeinsamen Ziel, St. Gallen, zu, während andere noch mit späteren Zügen erwartet wurden, wieder andere auf ganz anderen Wegen dem Ziele zugeführt wurden. Die Vorsichtsmaßregeln bei der Dirigierung wie beim Empfang der Delegierten hatten den

Zweck, uns die zahlreich aufgebotenen Spitzel vom Halse zu halten, die die Aufgabe hatten, herauszuschneffeln, wo der Kongress tagen werde. Auch das Gespräch bei Tisch behandelte diesen Gegenstand eingehender, und mancher wußte ganz amüßant zu erzählen, wie und wo er seinen „Achtgroßchenjungen“, der ihn schon vom Ausgangspunkt seiner Reise verfolgte, versezt hatte.

Nachmittags ging es dann in gemeinsamer Fahrt nach St. Gallen. Ich machte unterwegs die nähere Bekanntschaft verschiedener Genossen aus weitab von Bremen gelegenen Gegenden Deutschlands und tauschte mit ihnen mancherlei Erfahrungen aus dem Parteileben. Gegen Abend kamen wir in St. Gallen an und wanderten nun in kleinen Gruppen hinaus aufs Feld, ein gutes Stück ab von der Stadt, bis wir das Ziel unserer Wanderung, einen rechts vom Wege gelegenen Gebäudekomplex, die Brauerei „Schönenwegen“, erreicht hatten. Hier sollte der Kongress tagen. Als ich den geräumigen Saal im ersten Stock betrat, fand ich ihn von plaudernden und rauchenden Gruppen Delegierter schon halbgefüllt. Bald entdeckte ich denn auch ein paar alte Bekannte aus Hamburg, besonders meinen alten Freund Hermann Molkenbuhr, und nun war die Freude groß. Ich ließ mir von ihm die mir noch nicht bekannten namhaften Führer unserer Bewegung, soweit sie schon gekommen waren, zeigen und machte dann meine Personalstudien. Bald flog die Mitteilung von Mund zu Mund, daß Genosse Grillenberger bei dem Bemühen, einen verfolgenden Spitzel loszuwerden, auf dem Wege von der Stadt hierher von letzterem mit einem Schlagring erheblich am Kopf verletzt worden sei. Ich kannte G. noch nicht und mußte auch während des ganzen Kongresses darauf verzichten — infolge seiner Verwundung —, ihn kennenzulernen, später aber hat mich einmal herzliche Freundschaft mit dem prächtigen Menschen verbunden.

Auf die Eröffnung und auf die Kongressverhandlungen will ich hier nicht näher eingehen. Ich saß mit offenen Ohren da und hörte und lernte aus allem. Das geflügelte Wort des pfälzischen Delegierten Franz Ehrhart, daß die Fraktion entschieden „ruppiger“ auftreten müsse, war mir aus dem Herzen gesprochen, und ebenso stimmte ich für die „Degradierung“ Bierecks und Geisers wegen Feigheit vor dem Feinde, und mir wäre auch der Ausschluß aus der Partei recht gewesen, denn ich war sehr „radikal“ gesinnt, obwohl mir Liebknecht, der seinen eigenen Schwiegerjohn preisgeben mußte, leid tat. Die klassische Rede des Alten über den Anarchismus ist mir heute noch lebhaft im Gedächtnis. Und ebenso erinnere ich mich mit großem Vergnügen der Verhandlungen über das Verhalten August Heines im Magdeburger Geheimbund-

prozeß. Auf die sehr deutlichen und keineswegs höflichen Zurechtweisungen, die A. H. dafür in St. Gallen hinnehmen mußte, hatte er die charakteristische Verteidigung: „Ich habe in meinem Leben schon manche Dummheit gemacht und hoffe, daß ich noch mehr machen werde.“ Präsident des Kongresses war Wilhelm Hasenclever; er stand, wie seine Geschäftsführung bewies, schon unter der Einwirkung jener schweren Geisteskrankheit, die ihn wenige Monate später zu Boden warf. Als ich eines Mittags neben ihm saß — wir hielten gemeinsame Mittagstafel im Kongresslokal — und mit ihm über dieses und jenes sprach, war ich erschrocken von der geschwächigen Zerrahrenheit, die er im Gespräch zeigte. Ich hatte freilich keine Ahnung davon, daß jene Geisteskrankheit ihn schon in ihren Krallen hielt.

Mit großer Freude denke ich an den Abend zurück, der die Delegierten mit ihren Schweizer Freunden, darunter den prächtigen Fürsprech (Rechtsanwalt) Scherrer von St. Gallen, einen hochgewachsenen, ernsten Mann mit dunklem Vollbart, zu einer gemütlichen Unterhaltung beim Glase Bier im Saal der Brauerei vereinte. Hier präsiidierte Samuel Kokosky, mit dem einen Auge lachend, dem andern weinend, ein echter Humorist, ein Mann, vom Unglück verfolgt, von unheilbarer Krankheit gesoltet, der allen Leiden zum Trost seine Mitmenschen aus dem unverstiegbaren Born goldener Heiterkeit mit immer neuen Gaben beschenkte.

Die Mehrzahl der Delegierten kam während der ganzen Dauer des Kongresses aus der Brauerei Schönenwegen gar nicht heraus. Wir tagten, aßen und tranken und schliefen auch dort, mit Ausnahme einer Anzahl unserer Alten, die abends in die Stadt ins Hotel gingen. Sie wurden daher die Mitglieder der ersten Kammer betitelt. Wir andern kletterten abends allesamt ins Stroh, d. h. auf dem großen, geräumigen Boden über den Sälen waren große Lagen Stroh geschüttet, auf die wir uns, in wollene Decken gewickelt, betteten und so aneinandergereiht den Schlaf des Gerechten schliefen.

Allerdings kam es nicht sobald zum Schlafen, denn zunächst wurden allerhand Tollheiten und Torheiten verübt, angezettelt meist von einigen hellen Sachsen. Der Schlimmste war da unser Fritz Oener. Ein heftiger Kampf mit allerhand komischen Zwischenfällen ward gewöhnlich um die wollenen Decken geführt. Bald fehlte dem einen, bald dem andern seine Decke, und nun ging es an eine Hauszuchung nach berühmten polizeilichen Mustern. Fanden sich bei einem mehr als zwei Decken, dann wurden die übrigen ohne Gnade konfisziert, oft zur Strafe auch noch eine der beiden, die dem betreffenden Deckenmarder selbst gehörten. Das

gab denn eine wilde Jagd über den ganzen Bodentraum, Gelächter, Geschrei, Kämpfe und allerlei drollige Szenen, so daß die Schlafmützen ihre Ruhe nicht sobald fanden und an ein ruhiges Gespräch überhaupt nicht mehr gedacht werden konnte. Erst später erfuhr ich, daß das Letztere, also die Verhinderung ernsthafter Gespräche vor dem Schlafengehen, der eigentliche Zweck der Torheiten war, die dort oben von einigen Eingeweihten getrieben wurden.

Unter den mit auf dem Boden Kampferenden war allem Vermuten nach ein räudiges Schaf, nämlich ein Berliner Delegierter, der im Verdacht gewisser Beziehungen zur Polizei stand. Der Mann, ein Buchbinder R., eine stattliche und sympathische Erscheinung mit intelligentem, blassem, von schwarzem Vollbart umrahmtem Gesicht, machte mir keineswegs den Eindruck eines Spitzels, und es gab und gibt heute noch tüchtige Genossen, die diese seine Eigenschaft auf das entschiedenste bestreiten. Es hat ja später noch darüber erregte Verhandlungen gegeben. Hier oben galt es den Eingeweihten, wie gesagt, jedes ernsthafte Gespräch zwischen den Delegierten über interne Verhältnisse an den einzelnen Orten, bei welchem R. zuhören oder teilnehmen konnte, unauffällig zu verhindern, und das geschah am besten dadurch, daß man vor dem Schlafengehen allerlei Dummheiten entrierte und möglichst viel Personen daran beteiligte. Früh aber hieß es rechtzeitig aufstehen und die im Stroh steif gewordenen Glieder durch heißen Kaffee und einen darauf vorgenommenen Spaziergang auf eine nahegelegene Alm wieder geschmeidig zu machen.

*

So ging der Kongreß zu Ende; am Donnerstag nachmittag gingen die Teilnehmer auseinander, um nach Deutschland zurückzukehren. Freilich so glatt und ohne Umstände sollte das nicht vor sich gehen. Das Nachspiel vom Kopenhagener Kongreß, die Verhaftung einer Anzahl Genossen beim Wiederbetreten des deutschen Bodens, ihre Verurteilung in dem berüchtigten Freiburger Geheimbundprozeß, ließen Vorsicht durchaus am Platze erscheinen. Es galt, die Teilnehmer am St. Gallener Kongreß allesamt möglichst unbemerkt wieder nach Deutschland hineingelangen zu lassen, und diese Aufgabe hatte der „rote Postmeister“, unser Julius Motteler, übernommen, der ja eminente Übung darin hatte, „Sozialdemokraten“ nach Deutschland hineinzuschmuggeln. Diesmal handelte es sich allerdings nicht um papierne, sondern um Sozialdemokraten von Fleisch und Blut, und das erschwerte die Aufgabe denn doch sehr.

Unser roter Postmeister aber hat auch diese Aufgabe glücklich gelöst. Er machte einen umfassenden Plan, bestimmte eine Anzahl

Punkte, von wo aus die gefährlichen roten wieder in das Vaterland einziehen sollten, und ließ nun seine lebendige Schmuggelware, in einzelne kleinere und größere Gruppen geteilt, in welchen je einer die Führung übernahm, auf vorsichtig gewählten Umwegen an die einzelnen Punkte gelangen. Wir, d. h. die Hamburger Delegierten, darunter mein Freund Hermann Molkenbühr und der später auf dem Halleschen Parteitag, dem ersten nach dem Fall des Sozialistengesetzes, so tragisch endende Genosse Baumgarten, Leopold Schuhmacher und ich, der Bremer Delegierte, sollten zunächst ein Stück nach Frankreich hineinfahren und erst in Elsaß-Lothringen deutsches Gebiet betreten. Unser Führer aber sollte unser Halberstädter Freund, der „rote Hutmacher“ A. Heine werden, da wir übrigen nicht französisch konnten, unser August aber sich einer intimen Kenntnis der schönen Sprache rühmte. So wurden auch die anderen Kongreßdelegierten verteilt, manche mußten über die Tiroler Berge klettern, andere einen Teil Oesterreichs durchziehen, und gar mancher konnte nachher von mehr oder weniger lustigen Abenteuer berichten, die ihm auf seinen Schleichwegen in die teure Heimat begegneten. Schließlich wären vermutlich alle diese Vorsichtsmaßregeln nicht nötig gewesen, denn die preussische Polizei hatte offenbar nicht die Absicht, diesmal wieder solchen Fang zu versuchen wie nach dem Kopenhagener Kongreß. Das aber konnte freilich vorher niemand wissen.

Zunächst besahen wir uns jedoch noch einen Tag lang die schöne Stadt Zürich, besuchten Redaktion, Expedition sowie die Druckerei des „Sozialdemokrat“, um endlich auch alle diejenigen von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen, mit welchen wir soviel zu tun hatten, und kletterten auch auf den Uetliberg bei Zürich, von welchem man einen entzückenden Blick auf die Stadt, den Züricher See und die herrliche Gebirgslandschaft hat. Und abends erquickten wir uns in trauter Runde am trinkbaren, aber für den Fremden nicht ungefährlichen Walliser Weißwein.

Am andern Morgen ging es bei herrlichstem frischem Herbstwetter fort, getreu der vorgeschriebenen Route. In Biel am gleichnamigen See machten wir ein paar Stunden Halt, um einen wunderschönen Spaziergang um den See zu machen. Dann ging es mit der Bahn durch das Engadin, durch gewaltige Felspartien, die mir staunendes Entzücken erregten, nach Frankreich hinein. In Belfort bezogen wir in einem komfortablen Hotel Nachtquartier. Hier brauchten wir unsern Dolmetscher immer noch nicht zu bemühen, denn die in hübsche elsässische Landestracht gekleideten Kellnerinnen verstanden und sprachen so gut deutsch wie wir. Am nächsten Tage aber, als wir auf Nancy zufuhren, brauchten wir

unsern August sehr notwendig. Leider versagte sein schönes Französisch offenbar an der mangelnden Intelligenz dieser Franzosen, die ihn absolut nicht verstanden, so französisch aufgeregte er sich auch bei der Unterhaltung gab. Wir hatten das Coupé bald für uns allein, da unsere Mitreisenden sich offenbar indigniert von den rohen „Prussiens“ zurückzogen. Unterwegs zerschlug unser Dolmetsch beim Oeffnen des Coupéfensters gar eine Scheibe, natürlich unabsichtlich. Als er aber auf der nächsten Station von den Zugbeamten zum Bezahlen der Scheibe angehalten wurde, weigerte er sich dagegen heftig und suchte den Leuten seine Unschuld klarzumachen. Da er unserem Räte zuwider jedoch eigensinnig darauf bestand, seine Verteidigung in französischer Sprache weiterzuführen, kam eine Verständigung mit den Franzosen natürlich nicht zustande, dagegen gab es großen Lärm auf dem Bahnhof, alles wurde auf das Coupé mit den „Prussiens“ aufmerksam, und das Gegenteil dessen, was wir erreichen wollten, nämlich möglichst unbemerkt zu reisen, wurde erzielt.

Auch in Nancy machten wir einen Spaziergang durch die Stadt, und da wir unserm Dolmetscher streng untersagt hatten, mit den Leuten ferner französisch zu reden, gelang es uns, ohne Aufsehen zu erregen, in einer Kneipe unsern Durst zu löschen. Als wir jedoch wieder am Bahnhof ankamen und an den Schalter trafen, um Billette bis Metz zu lösen, geriet unser Dolmetscher mit den zahlreichen anderen Reisenden, die am Schalter versammelt waren, in heftigen Streit, da er von der Ausgangsseite an den Schalter zu kommen suchte und auf die Proteste der also Benachteiligten, die vor ihm gekommen waren, sich unglücklicherweise wieder auf französisch zu verteidigen suchte. Molkenbühr und ich warteten das Ende des Streites nicht ab, kauften uns unsere Billette und verloren — nicht ganz unabsichtlich — im Gedränge der Sonntagsausflügler auf dem Bahnhof unsern Führer, leider mitsamt unsern übrigen Genossen. Ohne weitere Abenteuer — wenn ich nicht das eine nennen soll, daß ich auf der Strecke Köln—Bremen um ein Haar von der hinteren Plattform eines in voller Fahrt befindlichen Wagens vierter Klasse abgestürzt wäre und nur ein rascher Griff und das Zuspringen eines anderen Passagiers mich vor dem Zermalmtwerden bewahrte —, gelangte ich darauf wieder nach Hause.



Zehntes Kapitel.

Zehn Jahre aktiv. Der Pleitegeier im Parteiblatt. Der rettende Senat. Aus Bremen ausgewiesen. In Ketten durch die Stadt. Vom Tabakarbeiterkongreß zum Weltkongreß der Arbeit.

Sch konnte nun auf die ersten zehn Jahre meiner ständigen Beteiligung an der Parteibewegung zurückblicken. Das war ein schlimmes, schweres Jahrzehnt gewesen, für mich wie für die ganze Partei. Aber unterkriegen konnten sie uns nicht, das hatten auch wieder die Reichstagswahlen 1887 erwiesen, die uns einen starken Stimmenzuwachs gebracht hatten. Was wollte demgegenüber der Verlust einiger Mandate besagen? Die unverwundliche Lebenskraft der Partei hatte sich auch in der kampf frohen, zukunftsicheren Stimmung des St. Gallerer Parteitags offenbart. Und frohen Muts gingen wir auch in Bremen weiter an die Arbeit.

Allmählich waren hier und da wieder Arbeiterblätter entstanden, die unter ganz unverfänglichen Namen und unter strenger Vermeidung des Gebrauchs der Worte Sozialismus usw. doch ihr möglichstes, insbesondere in der Kritik der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Deutschlands, taten. Auch die Bremer Genossen wollten den Versuch mit der Gründung eines solchen Blattes machen. Ein kleines Wochenblättchen dieser Art, von H. Dehme redigiert, stand uns allerdings schon seit längerer Zeit zur Verfügung, doch genügte es den Ansprüchen der Genossen nicht, die ein täglich erscheinendes Blatt für unbedingt nötig hielten und an der Lebensfähigkeit eines solchen nicht zweifelten. Mit großer Mühe brachten wir einen Fonds von etwa 2000 Mark zusammen — auch Hamburg half dabei mit —, es wurde inmitten der Stadt ein im Hinterhause gelegenes Geschäftslokal gemietet, in dem Expedition und Redaktion in allerdings sehr primitiver Weise untergebracht wurden; es fand sich auch ein Druckereibesitzer, der es mit uns riskieren wollte, und so konnte am 1. April 1888 das Kind aus der Taufe gehoben werden, in der es den Namen „Bremer Volkszeitung“ erhalten hatte. Politischer Re-

bakteur war H. Dehme, Lokalredakteur — ich. Freilich sah es mit meiner Fähigkeit für das Amt eines solchen noch traurig genug aus. Wohl hatte ich am „Norddeutschen Wochenblatt“ Dehmes fleißig mitgearbeitet — natürlich ohne Honorar, nur für die Ehre, denn das Blatt trug seinem Herausgeber, Redakteur, Expedienten, Annoncenakquisiteur und was Dehme sonst noch alles an seinem Blatt sein mochte, kaum soviel, daß er davon leben konnte —, aber das genigte doch durchaus nicht, wie ich bald merkte, nun auch gleich den Redakteur eines Tagesblattes zu machen, wenn es auch nur so bescheiden in Erscheinung trat wie unsere „Volkszeitung“. Ich suchte Freund Dehme möglichst viel vom Handwerk abzugucken, aber einmal war er wohl selbst kein Meister, und dann schien er mir auch keine besondere Neigung zu haben, mich gar zu tief in die Geheimnisse seiner „Kunst“ hineinschauen zu lassen. Ich mußte daher sehen, so gut oder so schlecht wie es nur geraten wollte — und meistens wollte es das letztere —, meine Aufgabe als Lokalredakteur zu erfüllen. Ich bedaure heute noch, mir aus jener meiner journalistischen Lehrzeit nicht wenigstens einige Proben meiner „Geschicklichkeit“ in die Gegenwart mit hinübergerechelt zu haben.

Während Dehme für sich das Hinterzimmer als Arbeitsraum beschlagnahmte, saß ich mit meiner Lokalredaktion im vorderen Zimmer mit der Expedition zusammen, in einem großen, kahlen Raum, der so dürftig wie eine Gefängniszelle ausgestattet war. Noch kahler sah es freilich bald in unserer Kasse aus, denn die Abonnenten wollten keineswegs so schnell kommen, wie das bei der Gründung des Blattes angenommen worden war. Und von Woche zu Woche wurde der Dales größer; der Drucker, auch ein armer Teufel, konnte nicht pumpen — es hätte ja auch nicht geholfen, und so mußten wir, das erste Quartal war noch nicht ganz zu Ende, uns entschließen, die Bude wieder zuzumachen. Das war eine ganz ver-teufelte Sache. Wir konnten uns nicht entschließen, kurz vor dem Ende des Quartals der Welt zu verkünden, daß wir aus Mangel an Moneten aufhören mußten; das hätte in der Partei einen sehr schlechten Eindruck gemacht und uns vor den Gegnern lächerlich erscheinen lassen.

Wie aber sollten wir denn nur die völlige Pleite verschleiern? Da half uns das liebe Sozialistengesetz bzw. unsere brave Bremer Polizeibehörde aus aller Not. Gerade hatten wir beschlossen, in den sauren Apfel zu beißen und hatten schon die Erklärung fertiggestellt, mit der wir unsern Lesern das Eingehen des Blattes ankündigen wollten, da erschien die liebe Polizei, fünf bis sechs Mann

hoch, in unserer Expedition, und ihr Anführer, ein Polizeikommissarius, überreichte uns feierlichst ein mit großen Siegeln versehenes, behördliches „Anschreiben“. Hurra! Wir, d. h. unser Blatt und sein weiteres Erscheinen waren vom Senat auf Grund des Sozialistengesetzes verboten! Der Herr Polizeikommissar, der sich nun mit seinen Mannen daran machte, alles, was er von der so schmächtig erwürgten „Bremer Volkszeitung“ noch erwischen konnte, zusammenzupacken und auf einem bereitstehenden Wagen als beschlagnahmt zur Polizei zu führen, war ganz erstaunt über die große Heterkeit, mit der wir den behördlichen Ukas aufnahmen. Wir hätten uns freilich wohl, die begründete Ursache unserer Freude zu verraten, taten vielmehr in der Öffentlichkeit sehr entrüstet, richteten auch eine Beschwerde gegen das ganz ungerechtfertigte Verbot an die Reichskommission und hatten die Genugtuung, nach vielleicht einem halben Jahre eine Antwort zu erhalten, in der die Maßnahme der Bremer Polizei für ungerechtfertigt erklärt und das Verbot des Weitererscheinens der „Volkszeitung“ aufgehoben wurde. Natürlich dachten wir gar nicht daran, das Blatt wieder erscheinen zu lassen, legten aber in einem über die ganze Stadt verbreiteten Flugblatt kräftig los gegen den unerhörten Uebergriß der Polizei — der ein blühendes Zeitungsunternehmen vernichtet hatte.

*

So endete meine Redakteurherrlichkeit sehr rasch, aber nicht ohne schlimmes Nachspiel für mich. Ich erhielt nämlich ein paar Tage nach dem sozialistengesetzlichen Verbot der „Volkszeitung“ eine vom Chef der Polizei gezeichnete Verfügung, laut welcher ich auf Grund des § 2 des Freizügigkeitsgesetzes, also auf Grund des sogenannten Vagabundenparagrafen, aus dem bremischen Staate ausgewiesen wurde und das Staatsgebiet innerhalb vier Wochen verlassen sollte.

Das war ein harter Schlag für mich, denn ich war völlig mittellos — auch die 25 Mark Wochenlohn, die ich als Redakteur verdiente, hatten den Kohl nicht fettgemacht — und konnte nicht hoffen, an anderen Orten als Zigarrenmacher auch nur soviel zu verdienen wie in Bremen. Ich griff aber zunächst die polizeiliche Verfügung mit einer an den Senat gerichteten Beschwerde an, und wirklich, wenige Tage vor Ablauf der mir gestellten Frist erhielt ich den Bescheid, daß der Senat die Ausweisungsverfügung wieder aufgehoben habe. Sie war ebenso willkürlich ergangen wie das ungerechtfertigte Verbot der Zeitung. Die Verfügung stützte sich, wie gesagt, auf die Bestimmung des sogenannten Vagabundenparagrafen im Freizügigkeitsgesetz, nach welchem b e s t r a f t e Per-

sionen, die in einem Bundesstaat Aufenthaltbeschränkungen unterliegen, auch von anderen Bundesstaaten ausgewiesen werden können. Der Bremer Polizeichef hatte nun auf Grund der Tatsache, daß ich in anderen Bundesstaaten Aufenthaltbeschränkungen unterlag, d. h. vom Hamburger Staat ausgewiesen war, ebenso wie aus einem Teile des preussischen Staates, mich aus Bremen verwiesen, also eine bisher nur gegen professionelle Bettler und Landstreicher angewendete und vom Gesetzgeber nur gegen diese gewollte Maßnahme gegen mich gerichtet.

Was die Handlungsweise der republikanischen Polizeigewaltigen aber noch besonders willkürlich erscheinen ließ, ja sie jeder formellen rechtlichen Grundlage beraubte, das war der Umstand, daß jener Paragraph ausdrücklich von „bestraften Personen“ sprach, ich aber bisher noch niemals bestraft war. Der Herr Polizeichef hatte die Ausweisung gegen mich also verfügt entweder ganz absichtlich gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes oder mindestens in gröblichster Nachlässigkeit, ohne sich darum zu bekümmern, ob auf mich die vom Gesetze geforderten Bedingungen für die Ausweisung auch wirklich zuträfen. Ich hatte infolgedessen Wochen schwerster Sorgen und Kümernisse durchgemacht, dem Herrn Polizeichef aber ist für seinen Gewaltakt natürlich nichts geschehen.

Am Ende meiner Redakteurherrlichkeit sollte ich auch noch die erste Bekanntschaft mit einem echt preussischen „Herrn Assessor“ machen. Sie verlief für den Herrn freilich recht unerspießlich. In einer Prozeßsache sollte ich vom Untersuchungsrichter vernommen werden. Ich hatte eine Ladung erhalten, irrte mich aber in der Zeit und kam um eine Stunde zu spät zum Termin. Es war noch nichts verloren, denn draußen vor der Tür des Amtszimmers standen noch mehrere Leute, die auf ihre Vernehmung warteten. Als ich in das Zimmer trat, erhob sich vom Tisch ein junger baumlanger Herr, schneidig in Haltung und Frisur, der Typus des preussischen Assessors, und schnarrte mich an, warum ich auf seine Ladung hin nicht rechtzeitig und pünktlich erschienen sei. Auf meine entschuldigende Erklärung hörte er gar nicht, sondern schnarrte weiter, daß er mich jetzt nicht vernehme, sondern mich zu einem neuen Termin von der Polizei vorführen lassen werde. Damit war ich entlassen und konnte am Ende froh sein, daß der tüchtige Beamte mich nicht gleich in Untersuchungshaft nehmen ließ. Offenbar hatte der junge Mann in seiner neuen Assessorherrlichkeit zum erstenmal das Vergnügen, einen Sozialdemokraten zu vernehmen, und wollte seiner staunenden Welt einmal zeigen, wie man mit solchen Kerlen umspringt. In der Tat erschien eines Tages

ein Schutzmann bei mir, um mich abzuholen und dem Richter zur Vernehmung vorzuführen. Dieser las mir nach der üblichen Aufnahme der Personalien den „inkriminierten“ Lokalartikel vor und schnarrte mich dazu an: „Was haben Sie dazu zu sagen?“ Ich hab, durch Einsichtnahme des Impressums der vorliegenden Nummer des Blattes meine Verantwortlichkeit für den Artikel ausdrücklich festzustellen. Das war ein Nasenstüber für den Herrn Assessor, denn diese Feststellung hätte er ohne meine Aufforderung vor dem Verlesen des Artikels schon machen müssen. Unergerlich schlug er das Blatt um, das Impressum einzusehen, als er plötzlich, dunkelrot geworden, stammelte: „Sie sind ja gar nicht der Verantwortliche!“ In der Tat stand dort ein anderer Name, mich ging die ganze Sache gar nichts an! Ganz verwirrt und geknickt saß nun der eben noch so stolzgemuete Herr Assessor da. „Sie haben mich eines geringfügigen Irrtums in der Zeit wegen durch einen Schutzmann durch die Stadt führen lassen, gleich einem Verbrecher. Und dabei haben Sie in gröblichster Nachlässigkeit die für Sie als Richter gebotene Sorgfalt außer acht gelassen und infolgedessen mich, einen völlig Unschuldigen, vor Ihren Richtertisch schleppen lassen.“ So ungefähr sprach ich zum Herrn Assessor, der kein Wort mehr sagte und gewiß nicht so bald seine erste Amtshandlung an einem Sozialdemokraten und ihren „Erfolg“ vergessen hat.

*

Noch nach einer anderen Richtung hin sollte ich die angenehmen Sitten einer republikanischen Polizeiverwaltung gründlich kennenlernen. Die zweite Nachwirkung meines kurzen Redakteurdaseins war nämlich ein Prozeß wegen Beleidigung eines Spinnereidirektors, der mir eine mehrwöchige Gefängnisstrafe einbrachte. Das war weiter nichts besonderes, auch daß ich als gewöhnlicher Sträfling behandelt wurde und Rohr flechten mußte, nicht. Als ich die Strafe in der in der Nähe Bremens gelegenen Strafanstalt Oslebshausen verbüßte, mußte ich als Zeuge zu einem Schwurgerichtsprozeß wegen Meineides erscheinen, der gegen eine Zeugin in meinem Prozeß angestrengt wurde. Als die mit Freisprechung der Angeklagten abschließende Verhandlung beendet war, wurde ich zunächst in das bekannte Untersuchungsgefängnis gebracht, um mit dem nachmittags abgehenden Eisenbahnzuge wieder nach der Strafanstalt zurückgebracht zu werden. Als ich zu diesem Zweck nachmittags aus der Zelle geholt wurde und das Bureau des Gefängnisses betrat, erwartete mich von dort ein uniformierter Schutzmann, der mich zur Strafanstalt transportieren sollte. Als er mich formell übernommen hatte, forderte

er mich auf, die Hände hochzuhalten, und zog eine blanke Schließkette aus der Tasche, um mich zu fesseln. Zunächst war ich starr vor Schreck, dann aber ergriff mich wilde Empörung, und ich erklärte, daß ich Bremer Bürger und nicht fluchtverdächtig, auch nur wegen Pressevergehens bestraft sei und mich unter keinen Umständen gefesselt transportieren lassen würde. Den Versuchen des Beamten, mir die Fesseln gewaltsam anzulegen, setzte ich Widerstand entgegen.

Nun legte sich der schon früher von mir geschilderte Gefängnisinspektor ins Mittel, zunächst, indem er dem Beamten begreiflich zu machen suchte, daß in diesem Falle eine Fesselung ganz unnötig sei. Darauf ließ sich dieser, seiner Sprache nach ein Pole, durchaus nicht ein, ihm schienen meine Qualen teuflische Freude zu machen, er berief sich einfach auf seine Instruktion, die ihm jedem männlichen Gefangenen gegenüber zu dieser Maßregel berechtige, und forderte dann energisch, wenn ich weiter mich weigere, mich fesseln zu lassen, die Gefängnisbeamten auf, ihm Beihilfe bei der gewaltsamen Fesselung zu leisten. Nun versuchte der Inspektor, mich zu überreden, meinen Widerstand aufzugeben, der mir nur einen neuen Prozeß und schwere Strafe zuziehen müsse, da der Schutzmann formell im Recht sei. So mußte ich denn zähneknirschend, Tränen der Wut und Scham in den Augen, der Gewalt weichen und mir von dem grinsenden Kerl die Hände kreuzweise übereinander schließen lassen. Er schloß so fest, daß ich noch andern Tags die Spuren an den Handgelenken hatte, und ließ den Rest der langen Kette recht auffällig vorn herunterbaumeln.

So mußte ich mit dem Burschen durch die Stadt zum Bahnhof ziehen und dort in einem Wagen dritter Klasse Platz nehmen, nicht aber wie sonst wohl üblich, in einem nur für die Gefangenen und ihren Transporteur bestimmten Abteil, sondern in einem solchen, das sich bis zu der erst nach geraumer Zeit erfolgenden Abfahrt des Zuges ganz mit Menschen füllte. Wie neugierig, vielleicht auch mitleidig betrachteten meine Mitreisenden den blassen jungen Mann, der dort in der Ecke, schwer gefesselt mit einer Kette, neben dem wichtigtuenden Schutzmann saß. Der Unglückliche war augenscheinlich ein schwerer Verbrecher, der zur Abbüßung langjähriger Strafe nach Oslebshausen — das auch Zuchthaus war — gebracht wurde. Wenn die guten, mich scheu und verstohlen beobachtenden Leute eine Ahnung gehabt hätten, daß der fürchterliche Mensch ein Redakteur war, der noch acht Tage Gefängnis zu verbüßen hatte? Erst als uns die Mauern der Strafanstalt umschlossen, nahm mir mein pflichtgetreuer Transporteur die Fesseln ab.

Nach meiner Entlassung richtete ich eine Beschwerde an die Polizeidirektion, auch eine Anzeige an die Staatsanwaltschaft gegen den Schutzmann wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, doch ohne Erfolg. Der Mann habe lediglich nach seiner Instruktion gehandelt, hieß es, dem der Polizeichef in seiner Antwort noch ein Bedauern über die gegen mich angewendete Maßregel anfügte, während er gelegentlich der Besprechung der Angelegenheit in der Bremischen Bürgerschaft (dem gesetzgebenden Körper des Bremischen Staates) einfach erklärte, ich hätte, um das Fesseln zu verhüten, vorher einen dahingehenden Antrag bei der Polizeidirektion stellen sollen. Das hieß zum Schaden den Hohn fügen. Wie konnte ich ahnen, daß man in der freien Hansestadt einen harmlosen Redakteur gleich dem gefährlichen Räuber und Mörder behandeln würde? Für meine bessere Meinung von den bremischen Polizeisitten hatte ich allerdings schwer büßen müssen, und es war mir nur ein schwacher Trost, von allen Seiten, selbst aus Amerika, Zeitungen geschickt zu bekommen, die sich in wenig schmeichelhafter Weise mit diesem Stück Rußland in Bremen beschäftigten. Daß die Affäre übrigens dem Schutzmann nicht geschadet hatte, zeigte sich daran, daß der Mann bald zum Kriminalbeamten avancierte.

*

In diesem Jahre hatte ich auch noch Gelegenheit, mich besonders auf gewerkschaftlichem Gebiet zu versuchen. Ich nahm nämlich als Vertreter Bremens an dem ersten deutschen Tabakarbeiterkongreß teil, der im April 1888 in Erfurt tagte. Auf die Einzelheiten gehe ich hier nicht ein. Für mich hatte die Sache insofern noch Bedeutung, als ich den Auftrag erhielt, über die wirklich sehr lehrreichen und nicht nur für Tabakarbeiter interessanten Verhandlungen dieses Kongresses, der die Grundlage für die feste gewerkschaftliche Organisation der Tabakarbeiter schuf, einen zusammenfassenden, agitatorisch wirksamen Bericht zu machen, der dann in einer einen Bogen starken Broschüre in vielen tausend Exemplaren verbreitet wurde.

*

Viel wichtiger und interessanter aber wurde im folgenden Jahre für mich der erste internationale Arbeiterkongreß in Paris. Die Idee der Veranstaltung eines solchen internationalen Arbeiterparlaments hatte überall in Deutschland Begeisterung erregt. Auch die Bremer Genossen waren Feuer und Flamme für diesen Kongreß und beschlossen seine Beschickung. Diese sollte aber nicht durch

eine geheime Parteiversammlung, sondern, wenn anders nicht die Polizei einen Strich durch die Rechnung machen würde, durch eine große öffentliche Arbeiterversammlung erfolgen, damit nicht nur die engeren Parteigenossen, sondern auch die immer zahlreicher werdenden gewerkschaftlich organisierten Arbeiter daran beteiligt werden konnten. Zum Referenten in dieser Versammlung war ich ausersehen, in der stillen Voraussetzung, daß ich dann auch zum Vertreter der Bremer Arbeiter in Paris gewählt werden würde.

Zum erstenmal in meinem Leben sollte ich in einer großen, von vielen hundert Menschen besuchten Versammlung einen langen, zusammenhängenden Vortrag halten. Ich hatte das früher schon einmal in einer allerdings weniger großen und bedeutsamen Versammlung versucht, war aber nach meinem Gefühl gründlich damit gescheitert, und zwar daran, daß ich mir jenen Vortrag genau ausgearbeitet und Wort für Wort aufgeschrieben hatte. Diesen Fehler vermied ich diesmal, denn die Fesselung des Redners an das vor ihm liegende Manuskript des Vortrags mußte diesen unfrei und stockend gestalten und dem Redner die Möglichkeit nehmen, aus sich herauszugehen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, den Faden zu verlieren.

Um mich vor einer Wiederholung dieser unangenehmen Erfahrung zu bewahren, hatte ich meinen Vortrag nicht im einzelnen ausgearbeitet, sondern nur eine Disposition gemacht, d. h. die wesentlicheren Punkte im Vortrag, logisch aufeinanderfolgend, auf mehrere Blätter notiert und mich im übrigen auf mein gutes Gedächtnis und mein Wissen verlassen. Als ich jedoch den Saal betrat und denselben schon fast gefüllt fand, ergriff mich unbarmherzig mein altes Lampenfieber. Und als ich nun das Wort bekam und auf das Podium trat und vor mir eine Kopf an Kopf gedrängte Menschenmasse sah — es waren mehr wie 1500 Besucher anwesend —, da faßte mich ein unsägliches Angstgefühl, wirkte mir die Kehle und ließ all die hundert Menschengesichter, vom hellen Lampenlicht bestrahlt, einen wilden Reigen vor meinen Augen tanzen. Ein schier unwiderstehliches Verlangen, vom Podium wieder herunterzusteigen, zu springen und mich zwischen den Menschen dort zu verstecken, daß mich niemand wiederfinden könne, packte mich an. So stand ich eine Zeitlang schweigend vor der Versammlung, vielleicht weniger als eine Minute, wenn es mir auch eine Ewigkeit schien. Dann zog blitzgleich der Gedanke an die furchtbare Blamage, der ich mich aussetzte, wenn ich davonlief, durch meinen Kopf, ich faßte mich gewaltsam und begann die ersten Sätze meiner Rede rein mechanisch, mit leiser, gepreschter

Stimme zu sprechen. Das brach den Bann völlig; nach einigen weiteren Sätzen war jedes Angstgefühl verschwunden, ich war bald ganz in die Sache vertieft, wurde warm und errang einen rednerischen Erfolg, wie ich ihn mir nie hatte träumen lassen. Das Ende der Versammlung brachte denn auch meine einstimmige Wahl als Delegierter zum Pariser Kongreß, und so war alles gut gegangen.



Elftes Kapitel.

Pariser Fahrten. Das Volk tanzt Revolution. Der Weltkongreß bei der Arbeit. Abschiedsweh.

Von der Reise nach Paris ist nicht viel zu sagen. In Köln trafen die norddeutschen Delegierten in großer Zahl zusammen und setzten nach mehrstündigem gemüthlichen Aufenthalt, der dadurch nicht verbittert ward, daß der Wirt eines großen Lokals uns das Licht vor der Nase ausdrehte, als er erfuhr, mit welchen suchtbaren Leuten er zu tun habe, in der Nacht die Reise nach Paris ohne weiteren Aufenthalt fort. Bestaubt und ermüdet kamen wir vormittags gegen 10 Uhr in Paris an, empfangen am Bahnhof nicht von französischen, sondern von deutschen Genossen, Liebknecht und einigen anderen Freunden. Wir erfuhren hier, daß von irgendeiner Organisation des Kongresses, von geregelter Unterbringung der fremden Delegierten durch die Pariser Genossen keine Rede sein könne; es sei überhaupt nichts vorbereitet.

Die Franzosen hatten alle furchtbar viel mit dem Kongreß zu tun und waren alle sehr liebe und freundliche, höfliche Leute; mit der gewiß mühsamen, aber sehr notwendigen Vorbereitung des Kongresses, der Führung und Unterbringung der Delegierten hatte sich aber niemand abgegeben, oder jede der zahlreichen Parteitgruppen hatte stillschweigend diese Sorge der anderen überlassen und so war nichts für uns herausgekommen. Das war für die ausländischen, meist der französischen Sprache nicht mächtigen Delegierten um so unangenehmer, als die Weltausstellung und die für den nächsten Tag, Sonntag, den 14. Juli, stattfindende Jahrhundertfeier des Bastillesturmes eine ungeheure Menge Fremder in die tiefste Stadt gezogen hatte.

Es war nicht sehr tröstlich, was der Alte uns da eröffnete, er versprach jedoch, nach Kräften für uns zu sorgen. Leider hatte er aber noch andere Schützlinge unter seine Fittiche zu nehmen und forderte uns daher auf, mit ihm noch zu einem anderen, weit entfernten Bahnhof zu ziehen, wo er neue Ankömmlinge in Empfang nehmen und dann mit seiner ganzen Schar Küchlein in die Stadt

ziehen und sie beherbergen wollte. Ich hielt das durchaus nicht für praktisch, kannte übrigens unsern herrlichen Alten und seine kindliche Unbeholfenheit in allen Dingen des alltäglichen Lebens gut genug, um zu wissen, daß dabei nicht viel herauskommen konnte, war außerdem müde und hungrig und von der Aussicht, nun durch die Stadt ziehen und andere müde und hungrige Genossen vom Bahnhof abholen zu müssen, durchaus nicht erbaut. Ich beredete daher Freund S. Molkenbuhr, der zu meiner größten Freude wieder mit von der Partie war, daß wir uns absentieren und auf eigene Faust Quartier suchen wollten, und zwei andere Genossen schlossen sich uns an, von welchen der eine gar französisch sprach.

Wir fuhren zunächst in einer Droschke zur Rue Pigalle, wo im Hotel Pigalle der Treff- oder Sammelpunkt für die deutschen Delegierten sein sollte. Es war ein altes Gebäude, winklich und dunkel, mitten im alten Teil von Paris gelegen, aber die Wirtheleute und die Bedienung freundlich, die Einrichtung sauber und von einer Art Pariser Eleganz. Wir hatten Glück, denn wir fanden noch Quartier, mußten freilich zu dreien in einem Zimmer wohnen; ja, ich mußte sogar mit einem Genossen das allerdings sehr breite Bett teilen. Wir waren froh, überhaupt so rasch untergekommen zu sein, und wollten nun schnell unser Hauptquartier, das Kongresslokal, auffuchen und kennenlernen, um dann etwas von Paris zu sehen.

Wir beschloßen, wieder eine Droschke zu nehmen und während der Fahrt genau auf den Weg zu achten, damit wir denselben später von unserem Quartier aus gut finden konnten. Wie gesagt, so getan; unser französisch sprechender Genosse sagte dem Kutscher das Ziel „Salle Petrelle“ an, und wir gondelten los. Da ging es erst rechts und dann wieder links, und dann ein großes Stück geradeaus und wieder eine Wendung, und noch eine und so weiter, und bald gaben wir es auf, den Weg unserm Gedächtnis einzuprägen, und fluchten auf die unpraktischen Franzosen, die das Kongresslokal so weit ab von unserm Quartier gelegt hatten, daß wir sicher jeden Morgen die kostspielige Fahrt per Droschke machen mußten. Nun, unser Zorn wurde bald befänstigt durch den Anblick des hochinteressanten Pariser Straßenlebens, das Augen und Ohren reichlich zu tun gibt.

Endlich, nach mehr als halbstündiger Fahrt, hielt unser Vehikel. Aber was war denn das? Wir standen vor dem großen Torflügel eines gewaltigen, imposanten Gebäudes! Hier konnte doch wohl nicht der internationale Arbeiterkongreß tagen? Wir besahen uns das Haus näher; da stand in großen Buchstaben über dem Tor:

„Salpetrière“. Nun war das Rätsel bald gelöst: der Kutscher hatte uns statt zur „Salle Petrelle“ zur „Salpetrière“, dem großen Pariser — Irrenhaus gebracht, entweder weil er das gute Französisch unseres Genossen nicht verstand oder weil er auf diese Weise eine größere, besser bezahlte Tour und in folgedessen auch noch eine zweite Tour herauschlagen konnte. Er forderte denn auch für die Rückbeförderung zur richtigen Stelle ganz energisch noch einmal das Fahrgeld, da wir an dem Irrtum selbst schuld seien, und uns blieb also nichts übrig, als uns wieder in den Wagen zu setzen, noch einmal zu bezahlen und dann die Erfahrung zu machen, daß die Rue Petrelle, in welcher die Salle Petrelle lag, sich ganz in unmittelbarer Nähe der Rue Pigalle, in der wir wohnten, befand. Wir hatten den Franzosen also Unrecht getan, uns selbst aber um ein paar Frankstücke gebracht, was uns allerdings nicht reute, denn wir hatten eine hübsche Spazierfahrt gemacht. Gegen das Französisch unserer deutschen Genossen aber hatte ich nach dieser wiederholten Erfahrung ein starkes Mißtrauen bekommen.

Daß es zu der Zeit in Paris übrigens auch ohne Kenntnis der französischen Sprache ging, sollte ich noch am gleichen Tage oder richtiger in der kommenden Nacht erfahren. Am Abend waren wir zu einer Begrüßungsfeier in das Vereinslokal des deutschen (sozialdemokratischen) Leseklubs eingeladen. In drangvoll fürchterlicher Enge saßen und standen Gastgeber und Gäste in dem nicht großen Lokal und ließen eine Rede nach der andern entweder selbst vom Stapel oder hörten sie mit mehr oder minder großer Begeisterung an. Ich hatte das bald satt und zog daher in Gesellschaft eines Genossen (Ferd. Ewald), der mit mir gleicher Gesinnung war, an dem schönen Juliabend lieber in den Straßen der Stadt umher, um das Pariser Straßenleben kennenzulernen. Das ist immer so eigenartig und so reizvoll, daß man sich nicht satt daran sehen mag.

An jenem Abend aber war es das in ganz besonderem, auch in Paris nicht häufigem Maße. Es war Sonnabend und der Vorabend der großen Jubelfeier zum Andenken an die 100. Wiederkehr des Tages, an welchem mit der Erstürmung der Bastille die große französische Revolution (äußerlich genommen) begann. Paris hatte die gewaltigsten Anstrengungen gemacht, um diesen ruhmreichen Tag möglichst glänzend zu begehen, und das sollte etwas bedeuten. Der Vorabend des Festtages aber wurde zu einem richtigen Volksfest, von einer Art und Ausdehnung, von der wir schwerfälligen Deutschen uns gar keinen Begriff machen können.

Überall, wohin wir kamen, war die Pariser Bevölkerung in lebhaftester Bewegung und Erregung und gab ihrer Festfreude den lautesten Ausdruck. Mitten auf den Straßen sammelten sich

die Leute, ein paar Musikanten, ein Drehorgel- oder Harmonika-spieler waren bald zur Hand, und nun wurde ein flottes Länzchen gemacht und Jung und Alt, Männlein und Weiblein, Leute in der Bluse des Arbeitmannes und Leute im Salonrock mit dem Zylinderhut auf dem Kopf drehten sich im fröhlichen Kreise. Ein Kreis von Zuschauern umschloß den improvisierten Tanzboden und in den Pausen zwischen den einzelnen Tänzen stieg immer wieder das alte Revolutionslied, die Marseillaise, gen Himmel, und ab und zu erklang auch wohl noch ein anderes gepfeffertes revolutionäres Lied, wie die blutige Carmagnole, dazwischen.

Und wo war die Polizei? So fragt ängstlich der biedere Deutsche, dessen Volksleben nur im Schatten unserer Pickelhauben, nur unter treuester Fürsorge und Ueberwachung des Schutzmanns gedeihen kann. Nun, die Pariser Polizei half eifrig dem Volk, sich ganz nach seinem Geschmack zu amüsieren, und wo auf einer Straße so ein Länzchen oder ein ähnliches Vergnügen arrangiert war, da sorgten die dort postierten Polizisten dafür, daß niemand in seinem Vergnügen gestört ward, und wiesen z. B. herankommende Wagen an, einen anderen Weg zu nehmen, denn hier gerade eben tanzte das souveräne Volk und durfte nicht belästigt werden. Wir beiden biederen, polizeifrommen Deutschen glaubten im Märchenland zu sein. Es gefiel uns aber gar nicht so übel, am meisten Respekt aber nützte uns der Umstand ab, daß wir nirgendwo, trotz aller Freude und Freiheit, trotz allen tollen Uebermuths irgendeine häßliche Ungezogenheit oder gar eine Rohheit in der Menge gewahrt geworden wären. In der That, jetzt sahen wir es mit eigenen Augen, daß es keinen besseren Erzieher des Volkes gibt wie die Freiheit.

Wir plauderten angeregt in unserer Muttersprache, mitten in einem Haufen lustiger Leute stehend, da wurden wir plötzlich deutsch angeredet. Ein blondes junges Mädchen war die Sprecherin, die zusammen mit einer Freundin auch Zuschauerin bei dem interessanten Leben und Treiben war. Beide waren vortrefflich deutsch-sprechende Elsaßerinnen und wie so viele ihrer Landsmänninnen in Paris im Dienst. Die Freude, hier Deutsche zu finden, war auf beiden Seiten groß, und lustig plaudernd zogen wir mit unseren beiden freundlichen Begleiterinnen noch durch manche Straßen und ließen uns belehren über Pariser Sitten und Gebräuche, und endlich brachten uns die beiden wieder in das Lokal des deutschen Leseklubs, in dessen Nähe auch sie ihr Domizil hatten.

Dort war es mittlerweile auch besser geworden, denn die Begrüßungsreden waren zu Ende und viele Besucher waren fortgegangen. So saßen wir denn, Freund Molkenbuhr hatte sich schon wiedergesunden, noch lange bei einigen Schoppen Wein und

tauschten Erlebnisse aus, und als das Lokal geschlossen wurde, da suchten wir uns ein anderes, in dem es auch guten Wein gab, und tranken und plauderten lustig weiter. Und als wir endlich aufhörten, da war schon die Sonne des neuen Tages aufgegangen und wir waren in einem Viertel von Paris, das weit ablag von unserer Rue Pigalle. Da in so früher Morgenstunde die Leute in Paris auch seltener sind, die auf eine deutsche Frage nach dem Wege eine brauchbare deutsche Antwort geben können, wir den Droschkenkutschern aber nach unserer nachmittäglichen Irrenhausfahrt nicht sehr trauten, so nahmen wir unsern Pariser Stadtplan zur Hand und breiteten ihn hier und da an den Straßenecken aus und studierten ihn so gründlich, daß wir nach einigen Irrgängen glücklich unsern Gasthof erreichten, eine Leistung, die um so höher ange schlagen werden muß, wenn man erwägt, daß Kopf und Füße bei uns beiden doch ein wenig unter der Herrschaft des genossenen Weines standen, der sonst ja nicht zu unsern täglichen Getränken gehörte. Jedenfalls hatten wir „Plattdeutsche“ den Beweis glänzend erbracht, daß man in Paris auch ohne Hilfe französisch sprechender Genossen nach Hause finden konnte.

*

Als ich nach ein paar Stunden der Ruhe wieder aufstand und zum Fenster hinaussah, da regnete es. O weh, das war sehr schlimm, denn der leichtlebige Pariser kann Regen bei seinen Volksfesten noch weniger vertragen wie der dickhäutige Deutsche. Aber der Wettergott hatte nur gescherzt, denn bald verschwanden die drohenden Regenwolken und das Wetter wurde wunderschön. Und wunderschön ward der Tag auch sonst und ich sah so viel Schönes und Großartiges an diesem Jubiläumstage der großen französischen Nation, daß ich mit der Schilderung desselben noch manches Blatt füllen könnte. Aber ich will keine Reiseberichte schreiben, sondern nur einige Erinnerungen aus meinem Leben in seiner Beziehung zu der großen sozialdemokratischen Bewegung.

Am Montag vormittag begannen die Sitzungen des internationalen Arbeiterkongresses. Auch hier stellte sich bald der Mangel jedweder Vorbereitung des Unternehmens durch die Franzosen dar. So war der Versammlungsraum in der Rue Petrelle viel zu klein für die vielen Hunderte von Teilnehmern aus allen Ländern der Erde. Man suchte und fand denn auch noch am selben Tage einen großen Saal in der Nähe, Rue Rochecuart, und nun konnte der Tanz losgehen. Die Vielsprachigkeit des Kongresses war nicht das einzige, nicht einmal das größte Hindernis, das den Fortgang der Verhandlungen störte. Die Verschiedenartigkeit der parlamentarischen Sitten und Gebräuche, die mancherlei Rücksichten, die auf

menschliche Eitelkeiten und oft kindische Empfindlichkeit genommen werden mußten, vor allem aber die Zersplitterung der französischen wie der romanischen Gruppen überhaupt und die Rabaulust der französischen und italienischen Anarchisten, die immer wieder die Verhandlungen störten, sie machten zusammen, daß die beste Zeit des Kongresses mit ganz überflüssigen und oft häßlichen Verhandlungen verloren ging.

Man war nach mehreren stürmischen Szenen zu dem Entschluß gekommen, eine Kongresspolizei zu gründen, und wer eignete sich dazu wohl besser als die biederen Deutschen, die, wenn auch Sozialdemokraten, doch alle etwas vom Schußmann im Blut stecken haben! Eine Anzahl der größten und stärksten unserer Leute tat sich also zusammen, um diejenigen anarchistischen Störenfriede, die sich gar nicht anders davon überzeugen lassen wollten, daß sie nicht gern gesehene Gäste dieses Kongresses seien, dadurch zu dieser Erkenntnis zu bringen, daß man sie mehr oder weniger sanft, je nach ihrem eigenen Verhalten, vor die Tür setzt. Noch am letzten Kongress-tage flog so, allerdings weniger sanft, der Italiener Merlino, und zwar mit samt seiner Signora, die sich ganz besonders rappelköpfig gebärdete, zum Tempel hinaus.

Nicht jeder der täglich wechselnden Präsidenten des Kongresses hatte die Fähigkeit oder vielleicht auch die Neigung, gegen die Friedensstörer mit der Energie vorzugehen, wie sie z. B. dem belgischen Genossen Anseele eigen war, der bei derartigen Ruhestörungen prompt sein helles „a la porte“ (vor die Tür) erschallen ließ, eine Aufforderung, der von seiten der deutschen Schutzmannschaft immer schnellstens gefolgt wurde. Schließlich hatten die fort-dauernden Ruhestörungen auch selbst einige fischblütige Deutsche wild gemacht. Ich hatte z. B. genug zu tun, um meinen Nachbarn, einen Dresdener Genossen, der sich im Gefängnis die Schwindsucht geholt hatte und mit der diesen Kranken oft eigenen Reizbarkeit auf jeden störenden Zwischenfall in der heftigsten Weise reagierte, wieder zur Ruhe zu bringen. Er schrie dann noch ärger als jene anarchistischen Ruhestörer, und muß von oben, von der Zuschauergalerie aus gesehen, mit seinem Gebaren, bis an die Ohren in einem wollenen Schal steckend, wie einer der gefährlichsten Anarchisten erschienen sein. Und dabei war er ein „kemiellcher“ Fischhändler aus Dräsen.

Trotz alledem machte dieses Parlament von Arbeitern und Arbeiterinnen aus allen Ländern der Erde, soweit der Kapitalismus seine gewaltigen Fänge erstreckt, auf mich einen großen, unvergesslichen Eindruck. War doch schon die Tatsache, daß Millionen Arbeiter aus den aller-verschiedensten Ländern, die verschiedensten

Sprachen redend, mit den allerverschiedensten Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, hierher ihre Vertreter schickten, damit sie zusammen beraten und beschließen sollten, was gegenüber diesem gemeinsamen Feind, dem Kapitalismus, geschehen solle, ein weltgeschichtliches Ereignis, wie es bisher niemals dagewesen. Und das Ergebnis, das trotz aller Schwierigkeiten in den gemeinsamen Beratungen erzielt ward, jene grundlegenden Beschlüsse, die den Arbeitern aller Länder eine Richtschnur für ihre fernere Tätigkeit zur Befreiung vom Joche des Kapitalismus geben sollten und gegeben haben, sie sind für die Entwicklung der Arbeiterbewegung in vielen Ländern von großer Bedeutung geworden. Die Stellungnahme des internationalen Arbeiterkongresses gegen den Militarismus und für den Weltfrieden aber bedeutete eine wahrhaft große Kulturtat.

Welch große Zahl bedeutender oder interessanter Männer lernte ich dort in Paris kennen, auch abgesehen von den Deutschen, die ich ja zum großen Teil in St. Gallen kennengelernt hatte. Von den Engländern nenne ich hier William Morris, den berühmten Dichter, Rair Hardie und John Burns, die beiden bekanntesten Arbeiterführer; von französischen Führern sind mir besonders lebhaft im Gedächtnis Jules Guesde, Vaillant, Lafargue, drei ganz verschiedene charakteristische Erscheinungen. Guesde war ein schlanker, blasser Mann mit kühnem Gesichtsausdruck, langem dunklen Haupt- und Barthaar und lebhafter nervöser Beweglichkeit. Vaillant machte mit seinem gewöhnlichen Gesicht, der kurzen, dicken Nase, mit kurzem graumelierten Vollbart und dem ruhigen, fast behäbigen Wesen ganz den Eindruck eines harmlosen deutschen Spießbürgers. Lafargue dagegen, der Schwiegerohn von Karl Marx, war eine interessante Persönlichkeit, die man nicht so leicht vergißt. Kaum mittelgroß, fesselt er doch die Aufmerksamkeit durch seinen Kopf mit dem prächtigen Haar und dem ovalgeschnittenen Gesicht, in dessen Zügen sich ein kühner, fremdartiger Charakter ausprägt. Man kann bei seinem Anblick wohl glauben, daß in Lafargues Adern eine Mischung französischen Blutes mit Indianerblut rinnt, wie man sich erzählt.

Von den Spaniern will ich Iglesias nennen, der äußerlich mehr einem Deutschen ähnlich sieht, beim Reden aber ganz das Feuer des heißblütigen Sohnes spanischer Erde offenbart. Von den Italienern, die ich in Paris kennenlernte, nenne ich hier den alten Verschwörer und Galeerensträfling Samilkare Cipriani, einen alten, düsterblickenden, langen Mann mit einem gewaltigen Ueberfluß an schwarzen Haaren im Gesicht wie auf dem Kopf; dann Andrea Costa, einen hübschen Mann ohne besondere Merkmale.

Unter den Oesterreichern, und nicht nur unter diesen, ragte Viktor Adler hervor, nicht durch Länge des Leibes, sondern durch Größe und Kraft des Geistes. Mir imponierte der kleine Mann mit dem häßlichen, ausgeprägt semitischen Gesicht ganz gewaltig, nachdem er auf dem Kongreß in ebenso knapper wie meisterhafter Form den grundsätzlichen Standpunkt der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie gegenüber den unklaren radikalrevolutionären Phrasen gewisser romanischer Sozialisten festgelegt hatte. Dieser große Redner ist, man sollte es nicht für möglich halten, ein Stotterer. In der Tat, und das eigenartigste ist, daß dies Stottern den Eindruck seiner Redekunst nicht verringert, sondern vielmehr noch erhöht. Unter den Belgiern ragten der unvergeßliche Cesar de Pape und Anseele besonders hervor; von den Russen, die ich im Gedächtnis habe, nenne ich nur den ehrwürdigen Peter Lawroff und den Anarchisten Fürsten Kropotkin; von den Schweizern den früheren Pfarrer Brandt; von den Schweden Hjalmar Branting.

Besonders erwähnen will ich noch Karl Marx' unvergeßliche Tochter Eleonore, die mit ihrem Lebensgefährten Dr. Uveling auf dem Kongreß war. Eleonore Marx hat wenig von dem an sich, was man weiblich nennt; sie macht mit ihren energischen Gesichtszügen, der starken, nicht sonderlich wohlgeformten Nase, den scharfblickenden braunen Augen entschieden einen sehr männlichen Eindruck, und auch ihre etwas saloppe Art, sich zu kleiden, verminderte diesen Eindruck nicht. Sie war eine Frau von großer Begabung, eine überaus eindrucksvolle Rednerin, die es verstand, in allen drei Kongreßsprachen, Deutsch, Englisch und Französisch, auf ihre Zuhörer immer gleich stark zu wirken. Ihr Mann, Dr. Edward Uveling, machte auf mich einen abstoßenden Eindruck. Mit seinem glattrasierten, recht groben Gesicht, der niedrigen Mütze, wie in seinem ganzen Wesen erschien er mir fast der Typus eines Zuchthäuslers. Die Schwester der Eleonore, die Gattin Lafargues, war der gerade Gegensatz zu dieser. Statt schwarz wie Eleonore, war sie blond, eine feine, liebliche Erscheinung, mit der unübertrefflichen Eleganz der Pariserin gekleidet. Sie machte den Eindruck einer Achtundzwanzigjährigen, obwohl die Fama behauptete, daß sie schon die Vierzig erreicht habe. Von ihrer geistigen Begabung kann ich nichts sagen.

Daß ich jeden freien Augenblick benutzte, Paris und seine herrlichen Kunstschatze, wie sie besonders der Louvre bewahrt, kennenzulernen, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden. Leider war die Zeit, die dafür zur Verfügung stand, gar zu knapp, und nach Beendigung des Kongresses noch mehr als ein paar Tage länger in Paris zu bleiben, das gestatteten leider die arg be-

schränkten Mittel nicht. Und dann mußte ich doch auch die Wunder der Weltausstellung in Augenschein nehmen. Da gab es unendlich viel Interessantes, Lehrreiches und Schönes zu sehen, daß man wirklich nicht wußte, wohin man sich zuerst wenden sollte. Auf den Eiffelturm, das vielbewunderte, 300 Meter hohe Bauwerk im Mittelpunkt der Ausstellung, bin ich denn auch nicht gekommen, es gab da unten soviel zu sehen und zu lernen, daß es mir leid war um die Zeit, die mit der Besteigung des Turmes verlorengehen mußte. Als dann viel zu früh für meine Wünsche die Abschiedsstunde schlug, hatte ich wahrhaftes Herzweh. Heute noch hege ich den lebhaften Wunsch, das herrliche, unvergeßliche Paris noch einmal in meinem Leben wiedersehen zu dürfen. Mit Freund S. Molkenbuhr trat ich auch diesmal die Rückreise an, die mir nichts brachte, was ich des Erwähnens wert halten möchte.



Zwölftes Kapitel.

Harte Arbeit daheim. Bismarcks Niederlage. Triumph der Roten auch in Bremen. Der Traum des Knaben erfüllt. Das schmachvolle Ausnahmegesetz zerfällt! Feierlicher Empfang der Verbannten in Hamburg. Ein Rückblick.

In Bremen gab es, wie überall im Deutschen Reich, für die Roten bald schwere Arbeit: die Reichstagswahlen waren vor der Tür. Bismarcks Verlangen, das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie nicht nur zu einer dauernden Institution zu machen, sondern auch noch erheblich — z. B. durch die Ausweisung der Führer aus dem ganzen Deutschen Reich — zu verschärfen, war vom Reichstag nicht erfüllt worden und der „eiserne“ Kanzler verzichtete deshalb auch auf das, was ihm der Reichstag an ausnahmegesetzlichen Bestimmungen gegen die Sozialdemokratie noch gewähren wollte. Das Sozialistengesetz sollte mit dem 30. September 1890 gänzlich fallen und auch für unsere Partei sollten wieder die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen gelten. Die Wahlbewegung für die am 20. Februar 1890 stattfindenden Wahlen zum Reichstag stand schon ganz unter dem Eindruck dieses Ereignisses, auch bei den Behörden, und wir hatten infolgedessen erheblich größere Bewegungsfreiheit. Zudem war die Stimmung in den Wählerkreisen infolge der volksfeindlichen Taten des durch ungeheuerlichen politischen Schwindel zustande gekommenen Kartellreichstages von 1887 eine der Sozialdemokratie überaus günstige, so daß wir mit großer Zuversicht dem Ausgang der Wahl entgegensehen durften.

Wir wollten in Bremen wieder unsern alten Wilhelm Liebknecht aufstellen, er lehnte die Kandidatur jedoch ganz bestimmt ab. Liebknecht war nämlich für Hasenclevers alten Wahlkreis Berlin 6 in Aussicht genommen, den nach Hasenclevers tragischem Ende 1888 zunächst Wilhelm Pfannkuch vertreten hatte. Da die Partei mit den früher üblichen mehrfachen Kandidaturen einzelner hervorragender Führer ein Ende machen wollte und der 6. Berliner Wahlkreis todsicher war, wies Liebknecht alle anderen Kan-

didaturen zurück. Obwohl keine Aussicht zu bestehen schien, den Bremer Kreis schon für uns zu gewinnen. Wen sollten wir nun aufstellen? Die Mehrheit der Genossen war für eine auswärtige, möglichst namhafte Kraft, Liebknecht aber riet uns zu einem lokalen Kandidaten und schlug als dazu geeignet mich vor. Ich hatte, ehrlich gesprochen, nicht weniger Bedenken gegen diesen Vorschlag wie viele andere Genossen. Ich fürchtete, den Anforderungen, die an eine solche Stellung erhoben wurden, nicht entsprechen zu können und sagte das auch unserm Alten, der mich auslachte und mir erklärte, er sei überzeugt, daß ich dem Posten schon gewachsen sei und das Zeug habe, mit höheren Anforderungen mich noch weiter zu entwickeln. Dasselbe sagte er dann aber auch den Genossen in der geheimen Versammlung, die sich über die Kandidatur schlüssig machen sollte. Das von uns ausgesprochene Bedenken, an Stelle eines alten, bekannten, ja berühmten Volksmannes in einem so eigenartigen Wahlkreis wie Bremen plötzlich einen weiteren Kreisen ganz unbekanntem Zigarrenmacher aufzustellen, ließ der Alte nun schon gar nicht gelten. Wir könnten bei der immer stärkeren Entwicklung der Partei doch nicht überall unsere paar längst bekannten Führer aufstellen, hätten auch die Verpflichtung, für brauchbaren Nachwuchs zu sorgen, und schließlich sei für eine proletarische Partei wie die unsrige doch nicht die soziale Stellung des Kandidaten ausschlaggebend, sondern lediglich die Erwägung, ob der Aufzustellende ein tüchtiger, zuverlässiger Genosse sei. Die kernigen Ausführungen unseres Alten schlugen durch und mit sehr großer Mehrheit wurde ich von meinen Parteigenossen zum Kandidaten ernannt. Nur dem Eintreten Liebknechts hatte ich diesen Erfolg zu danken, ohne diesen hätten wir gewiß irgendeinen auswärtigen Genossen erwählt, und ich wäre in erster Reihe dafür eingetreten. Da die Genossen des Oestemünder Wahlkreises — der in einer Nachwahl 1890 Bismarck in den Reichstag wählte — mich schon vorher aufgestellt hatten und nun nicht wieder auf die Kandidatensuche gehen wollten, so war ich mit einem Schlage in zwei Wahlkreisen zum Reichstag aufgestellt.

Der Wahlkampf war von unerhörter Heftigkeit auch in Bremen, wo gegen uns ein sich wild nennender Nationalliberaler Papendick, ein angesehenener Bremer Kaufmann, und der damals deutschfreisinnige Theodor Barth, der früher in Bremen Handelskammersyndikus war, kandidierten. Wir gingen mit allem Eifer in den Kampf. Ich mußte meine Schüchternheit im öffentlichen Auftreten ganz verlieren und leistete in Wahlreden Erstaunliches. Habe ich doch damals in Bremen und in den angrenzenden hannoverschen und oldenburgischen Wahlkreisen, die mit in unser

Arbeitsfeld fielen, an zweiunddreißig aufeinanderfolgenden Tagen nicht weniger wie fünfunddreißig Wahlreden gehalten, immer von mindestens einstündiger Dauer und stets in überfüllten, rauch- und dunstgeschwängerten Lokalen. Dazu hatte ich die zahlreichen Flugblätter abzufassen, die Korrespondenz zu führen, zahllosen Sitzungen usw. beizuwohnen, kurz, sechs, sieben Wochen lang von früh bis spät in der anstrengendsten, aufregendsten Weise tätig zu sein. Kein Wunder, daß ich schließlich zusammenklappte und in der letzten Versammlung nicht mehr imstande war, einigen gegnerischen Advokaten, die gegen uns auftraten, mit der erforderlichen Schärfe entgegenzutreten. Nun, geschenkt wurde den Herren nichts, denn unser Genosse Slomke, Tischler seines Zeichens und von Hamburg ausgewiesen, der sich in Bielefeld angesiedelt hatte, im Wahlkampf aber überall, und so auch bei uns mit einsprang, deckte die Rechtsverdrehen derart zu, daß sie schleunigst das Feld räumten.

*

So schwer der Kampf war, so herrlich war auch der Erfolg. Die sozialdemokratische Stimmenzahl stieg in Bremen auf über 14 800, sie hatte sich gegen die 1887er Wahl fast verdoppelt und brachte uns in eine Stichwahl mit dem Nationalliberalen, der reichlich 11 000 Stimmen hatte, in welcher Stichwahl die Freisinnigen mit reichlich 4000 Stimmen den Ausschlag gaben. Auch im Oestemünder Wahlkreis waren wir zum erstenmal in eine allerdings aussichtslose Stichwahl gekommen. Der Jubel der Bremer Arbeiter über diesen ganz unerwarteten Erfolg, dem sich herrliche Erfolge im ganzen Reiche anschlossen, war ebenso groß wie die Verblüffung und die dann ausbrechende Wut der Gegner. Die Stichwahl vollendete unsern Erfolg. Mit 16 400 Stimmen gewannen wir das Bremer Mandat gegen 15 900 Stimmen, die der Gegner errang. Am Abend des Stichwahltages (es war ein Sonntagabend) waren die gewaltigen Räume der Zentralhallen viel zu klein, all die Tausende zu fassen, die gekommen waren, den herrlichen Sieg mitzufeiern. Erst früh sieben Uhr am andern Morgen verließ ich das Lokal, nicht um zu ruhen, sondern um mich in meinen Zigarrenladen hinzustellen und ohne Unterbrechung bis abends 9 Uhr Kunden zu bedienen, die sich aus Neugierde oder Teilnahme so zahlreich einstellten. Als ich dann abends in Gesellschaft einiger Freunde ein größeres Etablissement aufsuchte, um beim Biere noch ein Plauderstündchen zu halten, wurden wir von den zahlreich anwesenden „gebildeten“, meist dem Kaufmannsstande angehörenden Besuchern in fleißigster Weise insuliert, so daß wir das Lokal verlassen mußten.

Der allgemein, auch in Parteikreisen überraschende Bremer Erfolg war in der Hauptsache eine Wirkung des Ende 1888 erfolgenden Anschlusses des Bremischen Staats an das reichsdeutsche Zollgebiet. Diese zollpolitische Maßnahme hatte in Bremen wie in Hamburg große Erbitterung auch in bürgerlichen Kreisen erzeugt. Fürchtete man davon doch schwere Nachteile für die weitere wirtschaftliche Entwicklung der Freihafengebiete. Diese waren allerdings nicht in dem befürchteten Maße eingetreten. Dagegen war infolge des Zollanschlusses naturgemäß eine ganz erhebliche Steigerung der Preise für fast alle Lebensbedürfnisse erfolgt, und zwar nicht allmählich, sondern ganz plötzlich und unvermittelt. Von einer Erhöhung der Arbeitslöhne und Verbesserung der Geschäftsgewinne für die kleinen Geschäftsleute aber war durchaus nicht die Rede, so daß die Arbeiter und die in Bremen recht zahlreichen Kleinbürger plötzlich vor einer bedeutenden Verschlechterung ihrer ganzen Lebensverhältnisse standen. Das hatte im Laufe des nun folgenden Jahres lebhafteste Erbitterung erzeugt und diese Erbitterung fand dann ihren Ausdruck in der Abgabe eines sozialdemokratischen Stimmzettels auch von solchen Leuten, die sonst von der Sozialdemokratie noch wenig wissen wollten, zum Teil auch von denen, die, wie die zahlreichen Kleinbürger, politisch noch ganz unreif waren. Die notwendige Folge dieses Erzeugnisses der politischen Treibhausatmosphäre war, daß bei den nächsten Wahlen die errungene Position nicht zu halten war. Die politisch indifferenten Mitläufer wollten nach dem Siege der Sozialdemokratie auch die Früchte dieses Sieges, die ungesäumte Verbilligung der Lebensmittel usw., sehen, und da diese Früchte ausblieben, ließen sie sich bei den nächsten und auch den übernächsten Wahlen zum größten Teil von den Tiraden eines freisinnigen Kompromißkandidaten gefangen nehmen, und erst 1903, volle dreizehn Jahre nach dem ersten sozialdemokratischen Wahlsieg in Bremen, gelang es wieder, den Kreis zu erobern.

Der Traum des phantasiervollen Knaben hatte sich erfüllt, ich war, noch nicht dreißig Jahre alt, Reichstagsabgeordneter geworden. Wieviel mir damals fehlte, um jenen ehrenvollen und wichtigen Posten so auszufüllen, wie es notwendig gewesen wäre, fühlte ich wohl fast instinktiv; zum vollen Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit bin ich aber erst sehr viel später gekommen. Nun über meine Erlebnisse und Erfahrungen in den nun folgenden Jahren, die einen völligen Wandel meiner ganzen Lebensverhältnisse brachten, will ich vielleicht später einmal einiges niederschreiben.

*

Die unmittelbare Folge unseres Sieges war die Begründung eines täglich erscheinenden Blattes, der heute noch bestehenden und nach vielen Widerwärtigkeiten — die mir die besten Jahre meines Lebens vergifteten — kräftig gedeihenden „Bremer Bürgerzeitung“. Ich wurde Verleger und dann auch Redakteur des Blattes, welche Stellung mir noch eine Gefängnisstrafe einbrachte.

Das schmachliche Sozialistengesetz nahm am 30. September 1890 ein Ende, nachdem einige Monate vorher schon der Vater desselben gestürzt war, nicht zum wenigsten über den Riesenerfolg der Sozialdemokratie, die zu vernichten auch der gewaltigen und skrupellos angewendeten Macht des „Eisernen Kanzlers“ nicht gelungen war. Nicht ganz sang- und klanglos ging das Ausnahme-gesetz, dies Dokument von unserer Zeiten Schande, dahin. Die Sozialdemokratie veranstaltete ihm in ihrem Parteitag in Halle ein eindrucksvolles Totenfest. Die Hamburger Parteigenossen hatten es sich nicht nehmen lassen, ihren unter dem Sozialistengesetz ausgewiesenen und durch alle Welt geheßten Gefinnungs-genossen nun, wo sie ungehindert zurückkommen durften, eine imposante Empfangsfeierlichkeit auszurichten. Nach überallhin, wo Hamburger Ausgewiesene hausten, waren Einladungen ergangen und auch das Reisegeld wurde von den Hamburger Parteigenossen erstattet.

Ach, mancher fehlte bei der Heerschau, die also über diese Opfer des Sozialistengesetzes veranstaltet wurde. Wie viele waren den unerhörten Verfolgungen und dem daraus entstandenen Elend, Krankheiten usw. erlegen, irgendwo auf der Landstraße oder in einem Winkel der Erde verendet, gleich geheßtem und verwundetem Wild. Andere hatten ihr Leben im Gefängnis geendet, einige hatten sich dem Anarchismus in die Arme geworfen und bekämpften die Sozialdemokratie als ihren wütendsten Feind. Eine ganze Anzahl hatte in Amerika eine neue, bessere, vor allem freiere Heimat gefunden, wo sie ungehindert ihrer politischen Ueberzeugung leben konnten. Einige wenige waren gar vom rechten Wege abgekommen, wie der satte Moralphilister selbstgefällig sagt, sie waren vom Elend und der Verbitterung über die erlittene Ungerechtigkeit auf die Bahn des Verbrechens gedrängt, zu Landstreichern geworden, oder dem Teufel Alkohol rettungslos verfallen. Auch ich hatte so den Verlust eines meiner liebsten Jugendfreunde zu beklagen, der einem vom Vater erbten Hange zum Trunke unterlegend, durch die Ausweisung jeden Halt verlor und längst für die menschliche Gesellschaft verloren war.

Nur wenige Ausgewiesene hatten sich von der Partei abgewandt, die Mehrheit der Ausgewiesenen aber, nicht nur der Hamburger, sondern auch der aus allen anderen Gebieten des kleinen Belagerungszustands aus Berlin, Leipzig, Frankfurt am Main, Kottbus, Spremberg, hatte allen Angriffen des Sozialistengesetzes standgehalten, war in Deutschland geblieben (oder wie mein Freund H. Molkenbuhr nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika nach Deutschland zurückgekehrt) hatte den Kampf mit den übermächtigen Gewalten aufgenommen und wie sich jetzt zeigte, gesiegt. Jahr für Jahr hatten wir prompt die Urkunden zugestellt bekommen, die uns die erfolgte Verlängerung der Ausweisungsmassregel um ein weiteres Jahr anzeigten. Wo auch der eine oder andere stecken mochte, wenn er nur in Deutschland war, dann war ihm auch diese Verlängerungsurkunde sicher. Die Sorge der Behörde war so groß, daß sie z. B. mir seinerzeit eine Ausweisungsurkunde für den Bezirk Harburg schickten, als ich längst in Bremen war. Man wies mich also aus einem Bezirke aus, in dem ich gar nicht wohnte, sondern gewohnt hatte, als dieser Bezirk noch gar nicht mit der Ausweisungsbefugnis beglückt war. Das entsprach allerdings nicht den Bestimmungen des Sozialistengesetzes, aber über solche kleine Hindernisse wußte sich die Postkamerei leicht hinwegzusetzen, wenn es „das Wohl des Staates“ zu schützen galt.

Freilich hatten alle die Gewaltmassregeln nicht gehindert, Bismarck und sein System in der Wurzel zu treffen und nicht gehindert, die Sozialdemokratie groß und stark zu machen. Ja, manche dieser Gewaltmassregeln waren geradezu mit zur Ursache von Bismarcks Niederlage und unseres Sieges geworden. Dazu zählte insbesondere die Ausweisung so vieler Sozialdemokraten aus den Zentren der Partei. Die Ausgewiesenen wurden geradezu gezwungen, in anderen, kleineren Orten, in welchen die Parteibewegung bisher schwach war, Unterkommen und Existenz zu suchen und bald bildeten sie in vielen Fällen den Mittelpunkt einer nun kräftiger einsetzenden Bewegung am Orte. Das Sozialistengesetz sollte die Existenz der Führer vernichten und schaffte in der Tat, allerdings ganz unfreiwillig, gerade dort Führer und eine stärkere Bewegung, wo bisher wenig oder gar nichts zu spüren war. Bismarck hat das im Laufe der Zeit ja auch eingesehen und wollte nun der „Schlange“ den Kopf mit einem Hieb herunterhauen, indem er die Expatriierung, d. h. die Ausweisung der Führer aus dem ganzen Deutschen Reiche forderte, aber auf diesem Wege wagte die Mehrheit des Reichstags dem Herkules des Jahrhunderts nicht zu folgen, und geholfen hätte es auch nicht

mehr, denn inzwischen waren dieser „Schlange Sozialdemokratie“ ungeheuer viele neue Köpfe gewachsen.

*

Von Bremen aus fuhr eine ganze Schar Ausgewiesener am Tage nach dem Falle des „Gesetzes“ am 1. Oktober nach Hamburg. Am Bahnhof wurden wir abgeholt und nach Lüdges Etablissement geleitet, wo eine ungeheure Menschenmenge die einzelnen oder in Trupps von den Bahnhöfen kommenden Ausgewiesenen in Empfang nahm. Brausender Willkommen begrüßte uns aus Lanfenden von Kehlen, als wir in einer inmitten des Saales freigemachten Gasse durch die Menge zum Podium schritten. Begeisterte Zurufe, hingestreckte Freundeshände, wehende Tücher, hochgeschwungene Hüte; Tränen der Freude füllten mir die Augen, als ich nach langen neun Jahren der Verbannung wieder den Boden der geliebten Heimat betrat und mit meinen Leidensgenossen so empfangen wurde. Auf dem Podium gab es eine von Herzen kommende und zu Herzen gehende Begrüßung und Dankreden, von donnerndem Beifall der begeisterten Menge aufgenommen und darauf ein gemüthliches Beisammensein mit all den alten und neuen lieben Freunden — ein würdiger, schöner, unvergeßlicher Abschluß der zwölf Jahre Kampf und Leidenszeit, die das Sozialistengesetz uns gebracht hatte.

